Das

Deutsche Kriegslied.

Eine literarhistorische Studie

von

Karl Janicke.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1871.

Im Verlage der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin ist erschienen:

Ludwig Uhland
und
seine Heimat Tübingen.

Eine Studie
von
Eduard Paulus.

Mit Illustrationen nach Zeichnungen von G. **Closs**, in Holz geschnitten von **Closs** und **Ruff**.

Preis, cartonnirt 1 Thlr.; in Relief-Einband 1 Thlr. 15 Sgr.

„Ein freundlicher, pietätvoller Geist spricht aus dieser kleinen Studie, der sich tief und liebevoll in die Poesien unseres vielleicht nationalsten Dichters versenkt und es verstanden hat, die Empfindungen eines wahrhaft kostbaren Dichtergemüths nachzufühlen. Der Verfasser versucht zu zeigen, wie Uhland durch die herrliche Natur seiner Geburtsstätte in Empfinden und Schaffen angeregt durch sie gewissermaßen zum Dichter geworden ist, und wie andererseits er jenes paradiesische Fleckchen Erde in seinen Dichtungen vergeistigt, es gleichsam selbst zum Gedichte gemacht hat. Wir erhalten eine anschauliche Schilderung der alterthümlichen, romantischen Stadt mit ihren waldigen, schluchten- und höhenreichen Umgebungen, reich illustrirt durch Liederworte des Dichters, deren Stimmung unverkennbar aus jener reizvollen und eigenartigen Natur geflossen ist. — Die anmuthige Behandlungsweise dieses interessanten Themas wird gewiß allen Freunden L. Uhlands, besonders wenn sie seine Heimat aus der Anschauung kennen, das Werkchen in seiner geschmackvollen Ausstattung willkommen erscheinen lassen."

(Königsberger Zeitung.)

Das

Deutsche Kriegslied.

Das

Deutsche Kriegslied.

Eine literarhistorische Studie

von

Karl Janicke.

Berlin,
Franz Lipperheide.
1871.

Vorwort.

Als mit dem Ausbruche des vorjährigen Krieges, an dessen ruhmreichem Ende wir jetzt stehen, das Kriegslied üppiger denn je seine Blüthen trieb, trat der Gedanke nahe, diese Spezies der Lyrik bis in ihre ersten Anfänge zurückzuverfolgen. Ich habe es versucht, auf den nachfolgenden Blättern, wie ich glaube zum ersten Male, aus den Quellen selbst, soweit solche mir irgend zugänglich waren, die Hauptepochen des deutschen Kriegsliedes kurz zu charakterisiren: wie es aus der epischen Gebundenheit sich allmählich loslöst und zur vollen lyrischen Freiheit fortschreitet, wie dann der militärische Corpsgeist, vor Allem aber die nationale Idee sich dieser Art Lyrik bemächtigt, die, befruchtet von hohen politischen Idealen und beeinflußt von unserer großen Literaturperiode, in den Befreiungskriegen ihre höchste Blüthe erreicht.

Die Knappheit des mir zugemessenen Raumes, sowie die Kürze der Zeit gestatteten nicht die ganze Fülle des Stoffes zur Geltung zu bringen: doch fürchte ich kaum, daß Wesentliches und Bedeutendes übergangen ist.

Die Versuchung lag nahe, Streifzüge auf verwandte Gebiete zu machen, z. B. auch das Soldatenlied, soweit es nicht mit dem Kriegslied zusammenfällt, mit in den Kreis der Besprechung zu ziehen; auszuführen, wie die Aenderung der Militärverfassung auch eine Aenderung in der Soldatenlyrik erzeugt. So sind, um nur eins zu erwähnen, mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die durchaus nicht seltenen Rekruten- und die zum Theil echt dichterischen Deserteurlieder ganz und gar verschwunden. Auch jene Gesprächslieder, die das Verhältniß des einquartierten Soldaten zum Bauer als

Quartiergeber zum Gegenstande haben — ich möchte sie Einquartierungslieder nennen — sind für die moderne Zeit eine Unmöglichkeit geworden.

Auf die Composition der vorliegenden kleinen Arbeit mag die Unruhe der Zeit nicht ohne Einfluß geblieben sein: dafür ist aber vielleicht dem Ganzen ein wärmerer Ton zu Theil geworden, als es unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Im Uebrigen bemerke ich, daß bei den nachfolgenden Skizzen weniger der ästhetisch-kritische, als vielmehr der geschichtliche, der nationale Gesichtspunkt in den Vordergrund tritt. Nehme man das Büchlein vorzugsweise als einen Beitrag zur Geschichte der nationalen Idee im deutschen Liede.

Von drei Seiten bin ich auf das Bereitwilligste und Zuvorkommendste mit literarischen Hülfsmitteln unterstützt worden. Für die Kriegslyrik des Jahres 1870 hat der Verleger, Herr Franz Lipperheide, ein Material zusammengebracht, wie es in gleicher Vollständigkeit wohl nur wenige Privatpersonen besitzen. Dasselbe umfaßt nicht allein die größeren und kleineren Mischsammlungen, sondern auch die zahlreichen, von den einzelnen Dichtern besonders herausgegebenen eigenen Lieder, sowie eine Masse von fliegenden Blättern und Zeitungsnummern, selbst manches hier Einschlagende der englischen und französischen Literatur. Auf dieser mir mit größter Liberalität zur Verfügung gestellten Collection beruht die Darstellung der Kriegsliederepoche von 1870. Ebenso bin ich meinen verehrten Freunden, Herrn Hermann Kestner, dem würdigen Enkel des Göthe'schen Freundes, und Herrn Rath und Bibliothekar Eduard Bodemann für ihre unermüdliche Gefälligkeit zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet.

Hannover, den 22. März 1871.

K. Janicke.

Inhalt.

I.

Das Mittelalter und die Reformationszeit.

In seinen Liedern hat das deutsche Volk sein ganzes reiches inneres Leben niedergelegt: Leid und Freud, Haß und Liebe, Heimathssehnsucht und Drang in die Ferne. Aber mit der poetischen Verklärung dieser Stimmungen des Gemüthes ist der Inhalt des deutschen Liedes noch nicht erschöpft: neben dieser lyrischen Poesie und bereits Jahrhunderte vor ihr begegnen wir einer politischen Volkspoesie — also wesentlich Epik —, deren Grundlagen tief in die germanische Vorzeit zurückreichen. Wenn immer gewaltige Ereignisse die Nation bewegen, dann strömt davon das Lied von den Lippen der Sänger aus allerlei Stand. Und gerade die Zeiten, welche die Höhepunkte unserer nationalen Entwicklung bezeichnen und aus dem Schooße des Volkes selbst fruchtbringende Ideen erzeugten, haben eine solche Fülle von Liedern hervorgebracht, daß sich in ihnen oft lebendiger und anschaulicher der ganze Geist der Zeit wiederspiegelt als in den gleichzeitigen Geschichtsdenkmälern. Mag der Gewinn an Thatsächlichem, der der Geschichtswissenschaft daraus zugeführt wird, verhältnißmäßig auch nur ein geringer sein, — auch das ist eine Bereicherung unserer historischen Erkenntniß, wenn wir erfahren, in welchem Umfange die gleichzeitige volksthümliche poetische Literatur sich der großen Zeitideen bemächtigt hat, wie weit auch die Masse des Volkes an dem Neugestalten der politischen und kirchlichen Verhältnisse theilnahm.

Fast ein volles Jahrtausend können wir diese politische Volkspoesie, die Mutter des eigentlichen Kriegsliedes, in der Geschichte

unserer Literatur zurück verfolgen; und wenn uns vor dem neunten Jahrhundert kein derartiges Lied erhalten ist, so trägt nur der Zufall davon die Schuld, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das historische Lied ein Product der Zeit ist, in welche die Wanderungen der deutschen Stämme fallen. Der Inhalt der damals entstandenen geschichtlichen Lieder ist uns freilich in seiner ursprünglichen Reinheit nicht erhalten, sondern nur in der um Jahrhunderte jüngeren Heldensage. Aber diese Lieder aus der Zeit der Völkerwanderung bezeichnen bereits eine Culturentwicklung des deutschen Volkes, die wesentlich verschieden ist von der bei seinem Eintritt in die Geschichte.

Der große römische Schriftsteller, der um das Jahr 100 n. Chr. seine Schilderung von dem Zustande der Germanen entworfen hat, meldet im Anfang seines Werkes von unsern Vorfahren: „Auch Herkules, erzählt man, sei bei ihnen gewesen; und ihn besingen sie als den ersten aller tapferen Männer, wenn sie in die Schlacht ziehen wollen. Auch haben sie die Art Lieder, durch deren Vortrag, von ihnen Barditus genannt, sie den Muth entflammen, während der Gesang selbst als eine Art Vorbedeutung für den Ausgang der bevorstehenden Schlacht gilt. Denn je nachdem er klang, drohen oder zittern ganze Heere; auch scheinen jene Lieder weniger in Worten als in Ausbrüchen der Kampflust zu bestehen. Erstrebt wird dabei vorzüglich Rauhheit des Klanges und ein gebrochener dumpfer Ton, indem sie die Schilde vor den Mund halten, damit um so voller und mächtiger die Stimme durch die Resonanz anschwelle." Die Lieder, von denen hier Tacitus berichtet, daß sie zu Ehren des Herkules — d. h. des deutschen Gottes Donar — gesungen wurden, haben wir uns nicht, wie das wohl selbst noch in neuerer Zeit ausgesprochen ist, als Kriegslieder im modernen Sinne des Wortes zu denken, sondern als Gesänge mythischen Inhaltes. Erhalten sind uns freilich dergleichen Gesänge aus so alter Zeit nicht, aber die deutsche Alterthumsforschung hat durch sorgsame Sammlung der Zeugnisse über das Vorhandensein des alten Volksgesanges und

durch glückliche Combination es außer allen Zweifel gestellt, daß mythische Beimischung sich wohl in allen Arten dieses alten Volksgesanges fand. Gleich von vornherein ist es ja auch wahrscheinlicher, daß die germanischen Krieger beim Beginne der Schlacht den Beistand der Götter sich erflehten, als daß sie durch den Vortrag von Liedern, zum Preise ihrer Ahnen gedichtet, sich Muth ersingen sollten. Eine Erinnerung an diese uralte germanische Sitte hat sich in dem ältesten uns aufbewahrten Liede geschichtlichen Inhaltes, das den Sieg König Ludwig's III. über die Normannen bei Saucourt im Jahre 881 zum Gegenstande hat, noch erhalten. Es sagt vom König, welcher an der Spitze seines Heeres in die Schlacht reitet, er (als Vorsingender) sang ein heiliges Lied und die Menge sang (als antwortenden Refrain, Kyrieleis:

Der König ritt muthig sang ein Lied heilig
und allesammen sungen Kyrie leison!
Sang war ausgesungen, Kampf ward begonnen.

Hier ist nur an die Stelle des alten heidnischen Volksgesanges ein christliches Lied oder Gebet getreten, denn die Kirche hatte seit der Christianisirung der deutschen Stämme alle ihre Kraft aufgeboten das Heidenthum in Lied und Sitte mit Stumpf und Stiel auszurotten. Allmählich verschwinden unter Einwirkung dieser Macht die kleineren Lieder, wie sie bei Kriegsfahrten und Schlachten, bei feierlichen Umzügen und Leichenbegängnissen vom Volke gesungen wurden, und an ihre Stelle trat das Kyrieleis, der Refrain, mit dem die Menge dem Vorsinger antwortet. Und diesen geistlichen Charakter behauptet das Kriegslied während des Mittelalters Jahrhunderte hindurch. Aus dem Zeitalter der Kreuzzüge wird uns mehrfach berichtet, daß vorzugsweise die Deutschen, „deren Sprache sich namentlich für den Gesang eigne", Gesänge geistlichen Inhalts im gelobten Lande angestimmt hätten. Als im Jahre 1189 die Gesandten Kaiser Friedrich's I. von Byzanz nach Philippopel zurückkamen, sangen seine Krieger: Heute ist, Herr, dein Tag. Auch das deutsche Rolandslied, dessen

Abfassung in die Zeit von 1173—1177 fällt, kennt das „Kampf=lied" (wîcliet): die Heiden läßt es der Dichter beim Angriff der Christen anstimmen. Die Art des Vortrags haben wir uns ebenso zu denken wie in früherer Zeit: einer sang vor und die Menge sang den Refrain. Daher heißt auch ein solches Kriegs=lied: Leise (abgekürzt aus Kyrie eleison). Noch aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts haben wir Zeugnisse von dieser Art Kriegsgesang. In einem Liede, das die Besiegung König Ottokar's durch Rudolf von Habsburg zum Gegenstande hat, schaart sich Rudolf's Heer um die Banner. Trommeln und Posaunen ertönen und auf dem Schlachtfelde singt man den Leisen: „In Gottes Namen fahren wir". In einer anderen Schilderung derselben Schlacht stimmt der Bischof von Basel den Ruf an: „Sanct Maria, Mutter und Magd, all' unser Noth sei dir geklagt". Auch in einem Liede auf die Schlacht bei Göllheim (1298), in der König Adolf seinen Tod fand, heißt es: „der Leise schier gesungen ward".

Wir sehen, der Kirche war es vollkommen gelungen die alten Schlachtgesänge zu ersticken und christliche Weisen an ihre Stelle zu setzen. Selbst aus den Reihen der Ritterschaft, die sich in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der deutschen Poesie fast ausschließlich bemächtigte, haben wir keine Kriegslieder, wie tapfer auch viele der ritterlichen Dichter das Schwert zu schwingen wußten. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen weiß nur von der Lust des Lenzes und von holder Minne zu singen: nur in wenigen finden die großen Zeitereignisse, die in dem Kampfe zwischen Papst und Kaiser gipfeln, einen Wiederhall, vor Allem in Walther von der Vogelweide.

Der ritterlichen Kunstpoesie war übrigens nur ein kurzes Dasein beschieden: mit dem Verfall der Reichsgewalt und des Ritterthums selbst ging sie einem schnellen Tode entgegen. In dem Maße jedoch als die kaiserliche Würde innerhalb und außer=halb Deutschlands seit dem Ausgange des hohenstaufischen Ge=schlechtes in bedenklicher Weise an Ansehen abnahm, entwickelte

sich in den einzelnen Gliedern des Reiches ein mannigfaltiges inneres Leben, vor allem in den immer mehr und mehr erstarkenden Städten. Und so ist es denn natürlich, daß auch die Poesie dieser Zeit wesentlich einen spezifisch bürgerlichen Charakter trägt: sie ist nicht ideal und überschwenglich wie der Minnesang der Hohenstaufenzeit, sondern nüchtern, verstandesmäßig, auf das Lehrhafte gerichtet. Aber zugleich erfolgt auch nach dem Aufhören der Ritterpoesie eine neue Belebung der lyrischen Volkspoesie, die im vierzehnten und namentlich im funfzehnten Jahrhunderte ihre schönsten Blüthen treibt. Gleichzeitig wird auch der Strom der politischen Volkspoesie immer mächtiger. Der gewaltige Freiheitsdrang, der alle Stände in dieser Zeit ergriffen hatte, die Auflösung des mannigfach zusammengesetzten Reichskörpers in seine einzelnen Bestandtheile war die Ursache unablässiger Fehden und Kämpfe der verschiedensten Art. Bald gab es Zwist zwischen Bischof und Stadtgemeinde, dann wieder zwischen Zünften und Geschlechtern, bald Kriegszüge der verbündeten Städte gegen die Macht des Adels, bald Auflehnung der Armen gegen die Reichen — die Anfänge der socialen Revolution, die ihren Höhepunkt im Bauernkrieg des sechszehnten Jahrhunderts erreichte —, endlich Kriege von größerem historischen Charakter: die Unabhängigkeitskämpfe der Friesen und Schweizer gegen ihre Unterdrücker. Diese ganze bunte geschichtliche Mannigfaltigkeit hat breite Spuren ihres Daseins in Liedern hinterlassen, und mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß das uns Erhaltene nur ein kleiner Theil von dem ehemals Vorhandenen ist. Und wie lückenhaft und entstellt durch mangelhafte Tradition ist selbst das verhältnißmäßig Wenige, das ein glücklicher Zufall uns gerettet hat!

Diese Art von geschichtlicher Poesie hatte aber nicht immer, wie alle echte Poesie es haben soll, ihren Zweck in sich selbst: sie erfüllte damals häufig die Aufgabe, welche heute der periodischen Presse zufällt. Wie sich in der Gegenwart die politischen Parteien in Zeitungen und Flugschriften befehden, so war damals das Lied

die Waffe, die man neben dem Schwerte gebrauchte. Und wie wir jetzt officielle Journale haben, so hatte man damals officielle Dichter, welche die Politik ihres Brodherrn in ihrem Liede vertreten mußten — daher das Wort: des Brot ich esse, des Lied ich singe —; und wenn heutzutage eine Regierung Verbote gegen ihr unbequeme Schriften erläßt, so verfolgte man in jener Zeit nicht minder lebhaft mißliebige Dichter.

Aber wie viel auch in diesen Liedern, die irgend ein wichtigeres geschichtliches Ereigniß zum Gegenstand haben, von Krieg und Schlacht die Rede ist: ein wirkliches Kriegslied haben wir trotzdem darunter kaum aufzuweisen. Der Dichter beschränkt sich fast stets nur darauf das Thatsächliche je nach seiner Parteistellung mehr oder weniger geschickt in Reime zu bringen: eine vorwiegend subjective Färbung, den hervorstechenden Charakterzug des Kriegsliedes, haben mit sehr geringen Ausnahmen diese historischen Lieder nicht. Erst das sechszehnte Jahrhundert mit seiner reicheren geistigen Cultur, seinem gewaltigen Ringen nach Reformen in Kirche und Staat, seinem größeren nationalen Selbstbewußtsein hat das Kriegslied im modernen Sinne des Wortes geschaffen.

Bis vor wenigen Decennien sind wir gewohnt gewesen im sechszehnten Jahrhunderte fast nur die große kirchliche Bewegung zu erblicken, der Drang der damaligen Zeit nach politischer Einheit und Freiheit fand in den herkömmlichen Darstellungen nur eine untergeordnete Beachtung: jetzt ist unsere Kenntniß jenes merkwürdigen Jahrhunderts eine umfassendere und tiefere. Vor Allem ist es die politische Poesie dieses Zeitalters, aus der wir erst recht inne werden, von welchen politischen Idealen das Reformationszeitalter erfüllt war und welch tiefe Sehnsucht die Nation nach einer Neugestaltung Deutschlands durchdrang. An die Fürsten und die Stämme geht die Mahnung treu zusammen zu stehen gegen den Papst, die Wälschen und die Türken. Zur Charakteristik dieser Stimmungen mögen aus einem der bekanntesten Liede dieser Zeit (vom Jahre 1540) einige Strophen mitgetheilt werden:

Wach auf, du heiligs römisch Reich,
Wann es ist an der Zeit!
Ihr Fürsten alle gleiche,
Rüst euch zu diesem Streit,
Wann ihr habt auserwählet
Ein kaiserliches Blut;
Darnach so thut euch gsellen,
Thut euch zusammenstellen,
Es wird euch alles kommen zu gut.

Darumb so seid gewarnet
Und seid eins guten Muths;
Er sei reich oder arme,
Daß er sein Vaterland behut
Vor den türkischen Hunden,
Sie führen ein großen Bracht,
Desgleichen han ich nicht funden.
Red' ich zu diesen Stunden,
Keiner Ehr nehmen sie nit acht.

Geschicht es nit gar balde
In einer kurzen Zeit,
So besorg' ichs mit Gewalte
Es werd' ein großer Streit
Von Teutschen und von Walen
In ganzer teutscher Nation;
Ich red' das unverholen,
Darum soll Niemand schmollen,
Es mag nit anders ergan.

Einer doppelten Wurzel entspringt das Kriegslied. Entweder geht es hervor aus den Reihen von Soldtruppen, deren eigentlicher Lebensberuf der Krieg ist — und da diese meistens dem eigentlich so genannten Volke angehören, lehnt es sich in seinen besseren Producten an das Volkslied an —, oder es ist das Resultat einer großen nationalen Bewegung, die das Volk in allen seinen Gliedern um das gemeinsame Banner gegen einen mächtigen Feind geeint findet. Selbstverständlich fließen beide Arten des Kriegsliedes häufig ineinander über, denn auch auf geworbene Truppen bleiben die Zeitideen nicht ohne Einwirkung.

So ist das Kriegslied des sechszehnten Jahrhunderts vorzugsweise allerdings in den Reihen der Berufssoldaten entstanden, aber auch in ihm zeigt sich eine starke nationale Strömung.

Der Schöpfer dieser gesangeslustigen Berufssoldaten, der Landsknechte, ist Kaiser Maximilian. Durch die Siege, welche die Schweizer Bauern gegen das Haus Oestreich und Burgund erfochten hatten, war thatsächlich die mittelalterliche Wehrverfassung zu Grabe getragen worden. Nach Art jener Schweizer Bauern bewaffnete jetzt Maximilian Land- und Stadt-Volk aus den östreichischen Landen, stellte diese Knechte vom Lande — im Gegensatz zum Gebirge, von wo die Schweizer — unter adlige und bürgerliche Hauptleute und erschuf somit eine Truppe, welche die vielgerühmte Tapferkeit der Schweizer bald verdunkeln sollte. Man würde irren, wollte man dieses volksthümliche Heer mit den Söldnerschaaren anderer Zeiten und anderer Völker schlechtweg auf eine Linie stellen. Auch der Landsknecht, obwohl ihm der Krieg seinen Lebensunterhalt gewährte, war doch nicht ohne nationales Selbstgefühl, und daher können wir die Lieder der Landsknechte nicht ausschließlich als bloße Soldatenlieder bezeichnen Ein paar Verse aus Liedern vom Jahre 1546, der Zeit des schmalkaldischen Krieges, mögen zum Beweise dienen:

Darneben wöll wir Landsknecht gut
Dran wagen unser Leib und Blut
Zu Schutz der Kirch' und Landen,
Darin Gott's Wort wird rein gelehrt,
Da auch noch Zucht vorhanden, —

Wider des Papst's Abgötterei
Und der Spanier Mörderei,
Beider Unzucht und Rauben,
Die ärger dann die Türken seind,
Des mag man gwißlich glauben.

Drumb seid getrost, ihr frommen Knecht,
Fürs Vaterland nur mannlich fecht,
Welch's jetzt der Papst will stecken
Durch's Kaisers Gwalt in schwere Noth,
Lasst euch ihr Macht nicht schrecken.

Ein anderes Lied, ebenfalls Landsknechtskreisen entsprungen, vertritt noch kräftiger den nationalen und evangelischen Standpunkt. Der Dichter warnt Kaiser Karl Deutschland dem Hause Oestreich zu unterwerfen: dazu sei seine Gewalt und all' sein Reich zu schwach.

Laß ab von solchen Sachen,
Ach, Kaiser hochgeborn,
Laß Gott den Herren machen,
Hüt dich vor seinem Zorn;
Laß ungehindert Gottes Wort,
So wird dich Gott beid hie und dort
Mit Sieg und Ehren zieren.

Könn' wir dich nicht erweichen
Und kann nicht anders sein,
Wohlauf, ihr frommen Deutschen,
So schlagt mit Freuden drein,
Stecht in die spanisch Säu' und Hund'
Wie in die Frösch' und lehrt sie rund,
Was heiß, die Deutschen pochen!

Während in den Liedern aus den zwanziger und dreißiger Jahren die kaiserliche Gesinnung noch vorherrschte, tritt in den Liedern dieser Zeit überall die deutsche Gesinnung in den Vordergrund. Trotz der Glaubensspaltung oder vielmehr eben deswegen hat die nationale Idee gewaltige Fortschritte gemacht: dem Begriff „Vaterland" begegnet man in den früheren Dichtungen vor der Reformation kaum ein Mal, jetzt aber wenden sich die Dichter an die „deutsche Nation" und reden vom „Vaterland". So heißt es in einem andern Liede aus derselben Zeit von Kaiser Karl, daß er „sein eigen Vaterland" vergisset: „Des wird er haben ewig Schand". Viele dieser Dichtungen stehen auf der Gränze vom historischen Liede und Kriegsliede: halb gehören sie noch wegen des in ihnen enthaltenen Thatsächlichen zu der ersteren Gattung, halb zu der letzteren wegen des offenen Appells an die Waffen:

Darumb wacht auf und seumt euch nicht,
In Gegenwehr euch tapfer richt,
Laßt im nicht ein die fremde Gäst',
Schickt euch eilend, das ist das Best.

Und schon mehrere Jahre früher hatte Hans Sachs seine Stimme erschallen lassen zum Krieg gegen die Türken. In einem seiner besten Lieder, etwa dem Jahre 1532 angehörend, fordert er den Kaiser, das Reich, die Fürsten, hohen und niederen Adel, Bischöfe und Reichsstädte auf gegen den Türken zu ziehen:

Ihr Büchsenmeister alle,
Nun rüst euch, es ist Zeit,
Ins Ungerland mit Schalle,
Zu Sturme und zu Streit!
Laßt eure Hauptstück hören
Durch Berg und tiefe Thal,
Den Türken zu verstören,
Der sich regt abermal!

Ihr freien Büchsenschützen,
Nun machet euch herbei,
Laßt euch an Türken nützen
Mit Pulver und mit Blei,
Laßt euer Handgschütz knallen
Wohl in des Türken Heer,
Ob ihr ihn möcht gefallen,
Erlangen Preis und Ehr!

O ihr fromme Landsknechte,
Macht euch bald in das Feld,
Des Krieges habt ihr Rechte'
Vor Gott und vor der Welt!
Mit Spieß und Hellenparten
Greifet den Türken an
Und thut sein tapfer warten,
Als ihr vor habt gethan!

Ein sehr großer Theil der politischen Poesie des sechszehnten Jahrhunderts, und wahrlich nicht der schlechteste, ist Landsknechtsdichtung: kaum irgend ein hervorragender Kriegszug, bei

dem nicht Landsknechte mitgeholfen und den sie nicht in „Liedlein" besungen hätten. Der Dichter liebt es sich am Schlusse zu erkennen zu geben:

Der uns dieß neue Liedlein sang,
Von Neuem gsungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht gut,
Ist gelegen vor mancher Stadt,
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Stürmen hat er genesen:
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

Eine Reihe von Liedern dieser „frommen", d. h. tüchtigen tapferen, Landsknechte schildern überaus anschaulich ihr Leben und Treiben. In einem derselben heißt es von ihnen unter Verspottung der Institutionen der geistlichen Orden:

Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist aufkummen
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen:
Landsknecht sind sie genannt
. . . .
Wenn sie dann ihr Capitel wollen halten,
Mit Spieß und Hellebarten sieht mans balde
Zum Fähnlein in der Ordnung stan:
Dann thut der Hauptmann sagen:
„Die Feind' wolln wir greifen an".

In einem andern Liede blickt der Landsknecht mit einem gewissen Galgenhumor auf sein endliches Schicksal hin:

Und wird mir dann geschossen
Ein Schenkel von meinem Leib,
So thu ichs nacher kriechen,
Es schadt mir nit ein Meit.*)
Ein hölzene Stelzen ist mir gerecht,
Ja eh' das Jahr herumme kummt,
Gib ichs ein Spittelknecht.

*) Meit, niederländisch, eine kleine Münze, nit ein Meit, gar nichts.

Ei werd ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Aber dieser Ton klingt doch im Allgemeinen selten durch, es ist meistens eine tüchtige, ernste, kerndeutsche Gesinnung, welche uns die Lieder der Landsknechte auch in dieser Beziehung werth macht. Wie auch die Besten der Nation die Landsknechte als Träger der nationalen Idee ansehen, zeigt der Schluß von Ulrichs von Hutten berühmtem „Ich hab's gewagt mit Sinnen":

Auf, Landsknecht gut und Reuters Muth,
Laßt Hutten nit verderben!

Mit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verstummt der Gesang der Landsknechte nicht nur, sondern die politische Dichtung überhaupt immer mehr und mehr. Nach dem gewaltigen Anlaufe, den die Nation bis zur Mitte des Jahrhunderts genommen hatte, trat jetzt ein Stillstand, bald ein Rückschlag ein. Der Reformpartei war es nicht gelungen einen vollständigen Umschwung in der Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation durchzuführen. Die Masse zeigte nur noch geringe Theilnahme an den großen politischen Angelegenheiten, der frische Geist in der Dichtung erstarb und locale Interessen sind jetzt wiederum fast ihr ausschließliches Object.

II.

Von Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen.

Es ist die traurigste Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes, in die wir jetzt eintreten. Ein blutiger Krieg, um der Religion willen begonnen, in dessen Fortgang aber ganz andere Interessen allmählich mehr und mehr in den Vordergrund traten, verwüstete die deutschen Fluren drei volle Jahrzehnte hindurch. Mehr als eine Provinz wurde im Friedensschlusse dem deutschen Reiche entfremdet; und diese dem Reiche entrissenen Länder, ein trauriges Zeichen seines tiefen politischen und sittlichen Verfalls, erweckten in den unersättlichen Nachbarn nur die Lust nach neuem Raube. In Deutschland selbst der Wohlstand vernichtet, die Bevölkerung um Millionen verringert, die Sittlichkeit untergraben, das deutsche Selbstgefühl fast erstorben. Die Literatur ist ein ziemlich getreuer Spiegel der Verwüstungen dieses verderblichsten aller Kriege, den unser Vaterland je hat durchkämpfen müssen. Nur wenige Dichter haben ein klares Bewußtsein von der ganzen Schmach, die auf ihrem Vaterlande ruht, vor Allem Logau, dessen Epigramm „Deutschland" die ganze Versunkenheit des deutschen Volkes mit wenigen Strichen kennzeichnet:

Deutschland bei der alten Zeit
War ein Stand der Redlichkeit,
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand und Schmach,
Was auch sonsten aus man fegt,
Andre Völker abgelegt.

Von jener frischen Kampfesfreudigkeit, die in den Liedern Huttens, Luthers, Hans Sachsens und der „frommen Landsknechte" fast aus jedem Verse spricht, ist kaum noch ein Schatten vorhanden; die historischen Lieder, zwar noch ebenso üppig emporschießend als im sechszehnten Jahrhundert, entbehren aller Volksthümlichkeit, es sind mit geringen Ausnahmen traurige Machwerke gelehrter Stubenpoesie in unbehülflicher, reich mit Fremdwörtern verbrämter Sprache. Und auch die eigentliche Kunstpoesie bietet kein besseres Bild: sie steht vorwiegend unter dem Einflusse ausländischer Muster. Nur auf einigen Literaturgebieten hat der deutsche Geist seine Ursprünglichkeit und Selbständigkeit zu wahren gewußt: das evangelische Kirchenlied dieser Zeit darf einen Vergleich mit dem des vorhergehenden Jahrhunderts dreist aushalten, und einige Romane, entstanden unter den Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges, fesseln uns noch jetzt durch ihre innere Wahrheit.

Ein solches Zeitalter kann selbstverständlich auch nicht reich sein an guten Kriegsliedern. Die Masse des Volkes war nur wenig ergriffen von hohen sittlichen Ideen, die Kriege der ganzen Zeit waren wesentlich Cabinetskriege, und das prägt sich auch vielfach in den Dichtungen aus, die sich auf die Zeitereignisse beziehen. Ebenso natürlich ist es aus diesem Grunde, daß das Kriegslied dieses Zeitalters fast ausschließlich Soldatenlied ist, denn jetzt wurden die Schlachten nur von bezahlten Söldnern ausgekämpft, denen der Krieg eben nichts als eine ergiebige Geldquelle war. Aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts haben wir jedoch einige Lieder zu verzeichnen, die noch frei sind von der Sprachmengerei der späteren Zeit und die, wenn auch den besseren Landsknechtsliedern nicht vollständig ebenbürtig, ihnen doch nicht allzusehr nachstehen:

Rüst euch, ihr tapfern Kriegesleut,
Zu einer Schlacht und hartem Streit!
Der Streit will han   Manch tapfern Mann,
Drum kommt getrost auf diesen Plan!

Frisch auf! seid keck und unverzagt!
Wer weiß, wer noch den andern jagt?
Frisch auf! der Feind hat uns abgesagt.
Rücket all heran!
Stehet für ein Mann!
Heran, frisch heran!
Hört ihr lieben Knechte gut,
Schöpft ein frischen Muth!
Steht einander bei,
Seid nicht ungetreu!
Ihr vom Adel wehrt,
Schwingt euch auf die Pferd!

Aus einem andern, derselben Quelle entstammenden Liede mag der Schluß mitgetheilt werden:

Wolher, ihr Reiter edler Art,
Macht Euch geschwind jetzt auf die Fahrt!
Ihr kecken Kriegsleut, rüst euch bald!
Der Feind zeucht auf uns mit Gewalt.
Wolher, ungrische Mannhaftigkeit!
Wolher, wälsche Geschwindigkeit!
Ihr fränkischen Reiter euren Muth
Zum deutschen Helden setzen thut!
Ihr tapfern Böhmen, ihr Schlesier,
Steht mannhaftig bei unserm Heer!
Ihr Sachsen und ganz Ritterschaft,
Seid keck! den Feind nur schlagt mannhaft!
Wolan, ihr Helden, alle gescheit,
In Gottes Namen fangt an den Streit!
Schießt los, ihr Schützen, schießt gar geschwind
Ihr Knecht, haut auf das raubrisch Gsind!
Heran, ihr Reiter, dringt hinein!
Ihr Ordnung trennt, brecht durch, schont kein'n! —
Halt an getrost, halt an, halt an!
Die Feinde schon kein Herz mehr han.
Fort! fort! Sie wollen die Flucht schon geben.
Dringt nach, dringt nach! laßt keinen leben!

Etwas später und schon den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges angehörend, fällt ein anderes Lied, das, in der

Sprache weniger rein, bereits mehr Züge des echten Soldatenthums an sich trägt:

Unser Hauptmann der mahnet auf,
Darzu rührt man das Spiel.
Alsdann so zeucht der ganze Hauf,
Ist unser aller Will,
Greifen den Feind stark an;
Da sieht man manchen Mann
Mit Schießen Mit Spießen
Ritterlich fechten frei.
Uns kommt zu Hülfe also geschwind
Die löblich Reiterei.

Da geht recht der Scharmützel an,
Da bläst man tapfer auf
Unter der Reiterei sofort an,
Dann schläget man darauf.
Wir schreien in der Noth:
Schieß, schlag und stich zu Tod!
Herwieder Hau nieder
Nach des Hauptmanns Begehr!
Fällt eure Piquen auf den Mann!
Machet die Sättel leer!

Volksmäßige Züge und doch wieder durchwebt mit mancherlei gelehrten Reminiscenzen zeigt ein anderes Soldatenlied derselben Zeit, dem der neuere Herausgeber die Ueberschrift: „Kriegslust über Liebeslust" gegeben hat:

Die Sonne scheint auf den harten Frost,
Der Frühling bringt uns gute Post:
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Mach dich ins Ungerland!
Ist manchen Soldaten wohlbekannt —
Hie bleib ich länger nicht.

Vorhanden ist die Zeit einmal:
Man wirbt Soldaten überall,
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Man führt durch alle Land
Munition und Proviant,
Dazu viel neue Münz.

Cupido, du kleines Drückerlein
Mit deinem Bogen bleib daheim!
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Ueber Berg und tiefe Thal
Lass tönen den Musketenschall
Wol mitten durch den Feind!

Aus dem Jahre 1630 stammt ein Lied, das schon ganz das Wesen des echten Söldnerheeres zeigt:

Jetzunder ist die Zeit,
Erhebt sich Krieg und Streit,
Daß manchem Soldaten sein Herz erfreut,
Welcher will dran, Kommen bald an!
Krieg vollauf Nach eines jeden Kauf!

Alsdann manch Cavalier
Sich allda präsentiert
Und sucht sein brav Pläsier.
In aller Ehr Ins Gewehr
Gegen den Feind Ein jeder Soldat erscheint.

Ohne Zweifel in Soldatenkreisen entsprungen, aber poetisch nicht bedeutender ist

Königlicher Majestät in Schweden etc. Soldatesca Lied
Im Jahre 1632.
Ein schönes Lied der Schwedischen Soldaten.

Ein paar Verse mögen genügen, um den Geist dieses Liedes kennen zu lernen:

Warumb sollen wir denn trauren
Und weinen überall?
Haben wir doch dicke Mauren
Und liegen hinterm Wall.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auf Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

Ade ihr braven Soldaten,
Ade ihr Damen all,
Heint*) essen wir guten Braten
In unsers Feindes Saal.
Blanker Soldat 2c.

*) Heute Abend.

Ade noch eins gesoffen!
Der Kaiser führt den Krieg,
Der Schwed ist aufgebrochen,
Gott geb ihm guten Sieg!
Blanker Soldat ꝛc.

Denselben Charakter trägt ein in der Kaiserlichen Armee entstandenes, auf den Feldzug gegen die Böhmen bezügliches Lied

Wir wöllen zusammen ins Böhmerland reiten
Und die Böhmen tapfer kriegen,
Da wöllen wir auch die böhmischen Bauren holen,
Wöllen sie auch lustig probieren.

Wir wöllen dran wagen Leib, Gut und Blut,
Und wöllen uns nit saumen,
Bis wir dem Kaiser Ferdinand gut
Das Böhmerland wieder einraumen.

Höher hinsichtlich ihrer Gesinnung und ihres dichterischen Werthes stehen zwei Lieder, das eine von Zinkgref, das andere von Weckherlin, wenn sie auch in der Form nicht ganz frei sind von einer gewissen Steifheit und Unbehülflichkeit. Das Gedicht von Zinkgref ist ziemlich umfangreich und führt den Titel: „Vermahnung zur Dapferkeit. Nach Form und Art der Elegien des griechischen Poeten Tyrtani, welche der Lacedämonier Feldobersten ihren Bürgern und Soldaten, ehe sie ins Treffen gingen, vorzulesen pflegten". Ein Theil des Schlusses soll hier mitgetheilt werden:

Drumb gehet dapfer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein; eur Leben unverdrossen
Vors Vaterland aufsetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugend Brauch.

Eur Herz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom andern sich menschlich Gewalt laß trennen,
Keiner den anderen durch Kleinmuth je erschreck,
Noch durch sein Flucht im Heer ein Unordnung erweck.

Kann er nit fechten mehr, er doch mit seiner Stimme,
Kann er nit rufen mehr, mit seiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thue, in seinem Heldenmuth
Nur wünschend, daß er theur verkaufen mög sein Blut — — —

So muß, wer Tyrannei geübriget will leben,
Er seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, und dann das Leben zu Gewinn.

Echt deutsche Gesinnung spricht aus des wackeren Weckherlin Kriegslied:

Frisch auf, ihr tapfere Sodaten!
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!
Ihr Landsleut, ihr Landsknecht, frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf
Und überwindend triumphieret.

Der ist ein Deutscher wolgeboren,
Der, von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu
Noch Glauben noch Freiheit verloren;
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget.

Als Weckherlin († 1651) diese Verse dichtete, war der Mann, der für die Ehre des deutschen Namens „wacker, herzhaft, unverzaget" mit seinem Schwerte eintrat, bereits erstanden: Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg. Wie klein auch seine Macht war, sie fiel doch schwer ins Gewicht, denn sein energischer klarer Wille und sein hoher staatsmännischer Sinn wußten seinem Lande eine Bedeutung zu geben, die weit über dessen territorialen Umfang ging. Er ist der Ausgangspunkt der deutsch-nationalen Politik, die in unsern Tagen ihren letzten und höchsten Triumph gefeiert hat. Und an diese deutsch-preußische Politik knüpft sich von nun ab auch fast ausschließlich das deutsche Kriegslied. Fast zwei volle Jahrhunderte, vom Siege des großen Kurfürsten bei Fehrbellin (18. Juni 1675) bis zu den ruhmreichen Tagen von Weißenburg, Wörth, Metz, Sedan und Paris begleitet die deutsche

Poesie den Siegeslauf der Fürsten aus Hohenzollernstamm. Die Schlacht bei Fehrbellin hat unter den Brandenburgischen Kriegern selbst ihren Sänger gefunden; die Sprache ist zwar derb und etwas ungeschickt, aber das Lied, wenn auch nicht gerade bedeutend, ist doch kräftig und wahr empfunden:

Hör Schwede, lass dir was sagen:
Wir wollen bei Fehrbellin
Dir jetzo an deinen Kragen,
Sollst du ganz blutig entfliehn.
Dein Sengen, Brennen und Morden,
Dein Rauben, Plündern im Land,
Als wie die Türkenhorden,
Das machet dir ewige Schaud.

Frisch auf, ihr Kameraden!
Unser Kurfürst der reitet vorauf,
Er muntert uns tapfre Soldaten
Zu einem Siegeslauf.
Ihr Räuber, ihr thätet wohl hoffen,
Ihr schösset ihn todt mit dem Blei:
Ist aber falsch abgeloffen,
Er reitet doch offen und frei.

Auch die späteren Feldzüge der brandenburgisch-preußischen Armee sind gewiß nicht ohne Verherrlichung ihrer Waffenthaten geblieben, wenn auch nur sparsame Reste davon auf uns gekommen sind. Aber ein Lied, das nach der allgemeinen Tradition ein Brandenburgischer Krieger gedichtet hat, der unter dem Fürsten von Dessau im Heere Eugens dienend bei Hochstedt und Turin mitfocht, ein Lied, wie ein zweites seit der Reformation nicht entstanden war, hat mit seiner Jugendfrische allen Drangsalen und Stürmen der Zeit getrotzt:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüber rucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

III.

Die Jahre 1740 bis 1807.

Es ist wahr, was Schiller von der deutschen Muse klagt:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt —

aber Friedrich gab ihr mehr als Schutz und ein gnädiges, herablassendes Fürstenlächeln, er gab ihren Jüngern Thaten, würdig der Poesie. Ohne es selbst zu wissen wurde der französisch gebildete König indirect der Mitschöpfer der neueren Dichtung, der er das größte Geschenk darreichte, das ein König ihr geben konnte: einen nationalen Inhalt. Dichter, die bis zu den Ruhmestagen des preußischen Königs nur von Wein und Liebe sangen, das höchste irdische Glück in einer erträumten idyllischen Schäferwelt fanden — sie verließen die alten, ausgefahrenen Gleise der Poesie, als die Bataillone der jungen, mächtig aufstrebenden Monarchie unter ihres Königs Führung im Kampfe gegen das gewaffnete Europa von Sieg zu Sieg eilten. Eine ernstere, männlichere Gesinnung durchzieht von nun an die deutsche Literatur, und Friedrich und sein Heer werden der eigentliche Mittelpunkt einer Reihe von Dichtungen jener Zeit.

Vor Allem ist es Gleim, der die Siege des großen Monarchen zum Gegenstande eines poetischen Cultus gemacht hat. Freilich, wenn wir jetzt seine Kriegslieder durchblättern, so lächeln wir wohl über den Zwiespalt zwischen Wollen und Können, der

uns da entgegentritt; der gewaltige Anlauf, den der Dichter nimmt, entspricht fast nirgends dem beabsichtigten Erfolge. Aber den ästhetisch-kritischen Maßstab dürfen wir doch allein nicht anlegen, um Gleims Stellung und Wirksamkeit in der Literatur seiner Zeit richtig zu würdigen. Die Kreise allerdings, für die nach seinen eigenen Worten seine Kriegslieder ausschließlich bestimmt sein sollten, die Reihen der preußischen Armee, haben wohl schwerlich viel davon kennen gelernt. Dennoch aber sind seine Lieder mit Nichten wirkungslos geblieben. In Gleim haben wir den Repräsentanten des damaligen gebildeten Publikums zu erblicken, dessen Anschauungen er in seinen lyrischen Ergüssen Ausdruck gab. Alles was damals für die werdende deutsche Literatur Interesse hatte, stand in dem großen Kampfe zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern auf Seiten des letzteren, und Gleims Lieder haben nicht wenig dazu beigetragen die öffentliche Meinung Deutschlands auf die preußische Seite herüberzuziehen.

Gleim legte seine „Preußischen Kriegslieder aus den Feldzügen 1756 und 1757" einem Grenadier in den Mund: aber der ganze Ideenkreis, in dem sich diese Lieder bewegen, ist nur zum Theil der eines einfachen Soldaten. Trotz allen Bemühens populär zu sein, kann Gleim doch die nun einmal durch Erziehung und Bildung festgewurzelten Vorstellungen aus der Antike nicht los werden. Mars und Apoll, Homer und Horaz, Troja und Hector, Sparta, Cäsar — kurz, eine ganze Reihe antiker Namen und Begriffe geben den Grenadierliedern eine etwas fremdartige Färbung. Aber das ist doch nur der geringere Vorwurf, der Gleims Poesie trifft. Auch in die wirklich volksthümlichen Dichtungen jener Zeit verirrt sich wohl ab und zu ein antiker Name, ohne daß dadurch ihre Verbreitung im Volke wesentlich beeinträchtigt worden wäre. Viel schlimmer ist es, daß bei ihm die Beschreibung und Reflexion gar zu sehr vorwiegt und daß dadurch seine Gedichte eine Ausdehnung erhalten haben, welche für ihr weiteres Bekanntwerden oder gar ihre Sangbarkeit ein fast unüberwindliches Hinderniß waren. Kriegslieder, wenn sie von durch-

schlagender Wirkung sein sollen, müssen von verhältnißmäßiger Kürze sein und eine große Situation mit wenigen Strichen zu schildern wissen. Gleim hat den besten Willen volksmäßig zu sein, und einige Strophen seiner Lieder treffen auch wohl den richtigen Ton: aber im Ganzen fühlt man doch bei seinen Liedern heraus, daß sie nicht in offenem Feldlager unter dem ersten Eindruck der großen Ereignisse entstanden sind, sondern am Schreibtisch im stillen Gelehrtenstübchen. Aber ein noch so wohlmeinendes Herablassen zu der Anschauungsweise des eigentlichen Volkes macht noch nicht den Volksdichter aus: das Volk ist meistens gedankenreicher, und vor Allem poetischer, als diese vermeintlichen Volksdichter glauben.

Das erste der Kriegslieder, das der preußische Grenadier singt, ist, obwohl es zu den besten gehört, doch nur als ein verfehltes anzusehen. Der Grenadier ist von Muth erfüllt und will freudig als Held sterben:

Wenn aber ich, als solch ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb ich dem Apoll!

So werd aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats:
So lern' er deutscher Sprache Zier,
Und werde sein Horaz.

Ob wohl in Friedrichs bunt zusammengewürfelten Heeresmassen ein Soldat wirklich, auch nur annähernd einen solchen Gedanken gehabt hat?

Eben so unvolksmäßig ist bei Gleim das allzu große Schmähen auf den Feind. Das echte Kriegs- und Soldatenlied ist zwar stets voll fester Siegeszuversicht, verachtet aber niemals den Feind, am allerwenigsten strömt es über von Rauf- und Mordlust. Diese Grenze, welche die gleichzeitigen besseren Volkslieder stets mit sicherem Tacte inne zu halten wissen, hat Gleim mehr als einmal

überschritten. Das gilt namentlich von einem seiner besten Gedichte, dem Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1757:

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

Aus Deinen Schädeln trinken wir
Bald Deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

Das beste von seinen Liedern ist unstreitig das „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (6. Mai 1757), so ziemlich das einzige Gleim'sche Kriegslied, das der gegenwärtigen Generation aus Anthologien noch bekannt ist. Der Tod Schwerin's ist warm und anschaulich geschildert, und auch der Schluß des Gedichtes, der Maria Theresia für das vergossene Blut verantwortlich macht und sie auffordert, jetzt Frieden zu schließen: wo nicht

So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien —

ist eines echten Soldatenliedes würdig.

Das Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757), das nicht weniger als 63 Strophen umfaßt, ist zwar in seinen Schilderungen der Vorbereitungen zur Schlacht und der Schlacht selbst überaus umständlich, jedoch ist die Charakterisirung der einzelnen Theile der Reichsarmee nicht ohne Humor, wenn auch hier manche Trivialität mit unterläuft. Auch die Verspottung der Franzosen ist launig durchgeführt:

Franzose, nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmuth gebricht's.
Was hilft Dir nun Dein langes Schwert
Und großer Stiefel? Nichts.

Natürlich bildet die Person des großen Königs den eigentlichen Mittelpunkt der Gleim'schen Dichtung. Er sorgte für Alles und denkt an sich selbst zuletzt:

Der Tag, den er uns Ruhe gab,
Den hatten wir, nicht er.

Er ordnet die Schlacht und ihren Gang:

Frei wie ein Gott, von Furcht und Graus,
Voll menschlichen Gefühls,
Steht er und theilt die Rollen aus
Des großen Trauerspiels.

Nirgends aber tritt er uns entgegen ausschließlich als Kriegsheld, der den Krieg nur um des Krieges willen liebt; nein Friedrich hat nur gezwungen die Waffen ergriffen: der Krieg, den man ihm aufgenöthigt, ist ein gerechter — das ist ein Gedanke, der sich bei Gleim mehrfach wiederholt. In mehr als einem Liede nennt der Dichter Friedrich „den Menschenfreund". In dem Gedichte auf die Schlacht bei Collin wird geschildert, wie eine Schaar preußischer Krieger von den feindlichen Kartätschen niedergeschmettert wird.

Das sahe Friedrich. Himmel ach!
Wie blutete sein Herz;
Wie stand, bei mitleidsvollem Ach,
Sein Auge himmelwärts!

Und in einem Liede auf die Schlacht bei Lissa ward die Kriegsmuse vom Dichter angeredet:

Und sage: Friederich, der Held
Dacht' einsam: „Großer Sieg,
Berede doch die ganze Welt,
Zu endigen den Krieg."

Auch das mag noch erwähnt werden: nirgends sieht Gleim in dem Kriege Friedrichs des Großen mit der Kaiserin und ihren deutschen Verbündeten einen Krieg Deutscher gegen Deutsche. In dem Heere Maria Theresia's giebt es für ihn keine Deutschen, nur Panduren und Ungarn. Die Sache Friedrich's wird überall als die gerechte und darum von Gott mit Sieg gekrönte dargestellt. Friedrich's Kampf gegen das mächtige Kaiserhaus gilt ihm

als der Kampf der Freiheit gegen den Despotismus. In dem Siegesliede auf die Schlacht bei Roßbach ruft er sich selbst zu, den Gesang nicht weiter fortzusetzen; wenn alle Arbeit vollendet, dann erst sei Zeit dazu:

Wenn Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien
Und Deutschland frei gemacht.

Ueber Gleim's spätere Kriegslieder (Preußische Kriegslieder vom März 1778 bis April 1779, Marschlieder 1790) ist wenig zu sagen. Sie sind im Wesentlichen nichts Anderes als Variationen der bereits in den Grenadierliedern behandelten Gedanken. So beginnt, um nur ein Beispiel anzuführen, das erste der Marschlieder wörtlich wie das bei Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1756

1756:
Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sey es Krieg!

1790:
Krieg ist mein Lied, weil Friede nicht
Des Feindes Sache war.

Anerkennen aber müssen wir, daß Gleim die französische Revolution nicht in der Weise begrüßt hat, wie die Mehrzahl der gleichzeitigen deutschen Dichter: mit richtigem Instincte sah er in den Franzosen nicht die Freiheitsbringer, sondern nur die Eroberer. Bereits in den Marschliedern zeigt sich dieser Gedanke, noch entschiedener aber in einem etwas später fallenden:

Auf, alle Völker, gegen Eins,
Dieß Eine will uns alle haben;
Von allen andern soll sich keins
An seiner eig'nen Sonne laben.

Auf, alle Völker, in die Schlacht
Mit diesem Einen! — Auf zum Siege!
Das Eine wird zu groß an Macht,
Macht schon ein Handwerk aus dem Kriege!

Und damit wollen wir von dem wackeren Patrioten Abschied nehmen. Wenn auch seine Kraft nicht ausreichte ein echtes volksthümliches Kriegslied zu schaffen, so hat er doch redlich nach diesem Ziele gerungen. Ihm gebührt immer das Verdienst die Poesie den Interessen der Gegenwart wieder nahe gebracht zu haben: er sah ein, daß Dichtung und Leben sich nicht ausschließen, sondern in steter Wechselwirkung stehen müssen. Ohne seine Kriegslieder würde sein Name wohl nur den Literaturhistorikern von Fach bekannt sein: jetzt aber fällt von dem Ruhmeskranze seines besungenen Helden auch auf ihn ein bescheidenes Blättchen.

Ueber die Kriegslieder der anderen gleichzeitigen Dichter können wir uns kurz fassen. Das Meiste ist Gelegenheitspoesie, in der Regel hohle Phrasen, nur selten über das Niveau des Mittelmäßigen sich erhebend. Die Dichtungen Ramler's, in der Form vollendeter als die Gleim'schen, gehören nicht in den Kreis der eigentlichen Kriegslieder, wenn auch in ihnen die Thaten Friedrichs des Großen in edler gehobener Sprache, aber leider mit allzu großem gelehrten Apparat gefeiert werden. Ebenso liegen die Lieder Willamov's und der Karschin aus dem Bereiche unserer Besprechung. Nur im Vorbeigehen sei noch der „Ode an die Preußische Armee" von Ewald Christian v. Kleist gedacht.

Aber alle diese Dichtungen haben doch mehr oder weniger nur ein papiernes Dasein gehabt: in die Massen, auf die sie hauptsächlich wirken sollten, sind sie nicht gedrungen. Trotzdem ist das Andenken an den großen König im Volke nicht geschwunden, es lebt fort in hundert und aber hundert Anekdoten. In ihnen erscheint er nicht als Krieger und Sieger, sondern stets als Regent, der bei aller Sorge um das große Ganze des Staates immer ein warmes Herz auch für den geringsten seiner Unterthanen im Busen trägt. Und was ihm nicht minder Popularität erworben hat: ein offenes und freies Wort, namentlich wenn es in witziger, pointirter Form ausgesprochen wird, findet gern bei ihm eine offene Statt; und ihm selbst werden zahlreiche schlagende, echt volksthümliche Antworten und Scherze in den Mund gelegt.

Sollte ein Mann von solcher Eigenart keine Spuren in der Volksdichtung zurückgelassen haben? Oder war im Zeitalter des Zopfes und des Haarbeutels der Volksgesang ganz und gar versiegt? Gab es nur Gelehrtendichtung und Versmacherei, die nach Lohn und Brot ging? War „Prinz Eugen der edle Ritter" das letzte poetische Erzeugniß des preußischen Heeres? Bis noch vor Kurzem konnten wir so fragen und waren kaum im Stande eine bejahende Antwort zu geben. Jetzt aber sind wir — Dank dem Eifer mehrerer Forscher, namentlich des Freiherrn von Ditfurth — in der glücklichen Lage eine ganze Reihe echter wahrer Volkslieder zu verzeichnen, die in den Reihen der Krieger des großen Königs entstanden sind und die dreist mit den besten Kriegs- und Soldatenliedern aller Zeiten in die Schranken treten können. Sie liefern den Beweis, daß auch in dem nüchternen, wesentlich rationalistischen Zeitalter von 1740 bis zu Ende des Jahrhunderts die Volkspoesie noch reiche Blüthen trieb; daß es nur eines wahren Helden bedurfte, um auch in einem so seltsam zusammengesetzten Heere, wie das damalige preußische war, den nie schlummernden Funken echter Poesie zur hellen Flamme emporlodern zu lassen.

Ein Vergleich mit den eben besprochenen Kunstdichtungen kann nur zu Gunsten dieser Soldatenlieder ausfallen. Sie sind echte preußische Grenadierlieder, von Soldaten gedichtet und von Soldaten gesungen, Producte wirklicher poetischer Begeisterung, voll Frische und Naivetät. Jedem fühlt man an, daß es ein getreuer Ausdruck der inneren Stimmung ist, ohne alle Reflexion. Als Friedrich 1757 wiederum in's Feld zog, da sang der Soldat in seinem Heere:

Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit,
Da geht es frisch ins Feld;
Friderikus ist dazu bereit,
Der ritterliche Held.
Wir wollen in das Böhmerland,
Ins Bö bö bö bö Böhmerland —
Prag ist uns wohl bekannt.

Und bei Eröffnung des Feldzuges im folgenden Jahr:

Du tapfrer Held,
Du Preuße, rüste dich!
Marschire fort ins Feld,
Du tapfrer Held!

Ebenso frisch und munter ist der Dragonermarsch Tarantantara tarantara tum:

Dragoner, macht Euch fertig!
Und seid des Marschs gewärtig,
Der Trommelschlag geht rum.
Tarantantara tantara tum
Fort, tummelt Eure Pferde,
Erschüttert Stein und Erde,
Streicht Euren Schnurrbart auf,
So rennt im vollen Lauf u. s. w.

Auch die Form in diesen Liedern ist überall wirklich volksthümlich und lehnt sich meistens in geschickter Reproducirung an Altes an. So ist es ganz mit der Art unserer älteren Volkspoesie übereinstimmend, wenn ein Lied, bei Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1756 gedichtet, beginnt:

Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelszelt;
He lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Oder wenn es in dem oben erwähnten (Feldzug 1758) heißt:

Die Bäume blühn,
Die Wiesen ziert das Gras:
Kommt, laßt uns nicht verziehn!
Die Bäume blühn.

Gerade diese kurze, abgerissene Hinweisung auf die helle Sonne die blühenden Bäume, die leuchtenden Sterne, den blassen Mond — je nach der vom Dichter beabsichtigten Stimmung — sind Zeichen echten volksthümlichen Gesanges.

Ebenso ist die Weise, wie sich der Verfasser am Ende seines Gedichtes zu erkennen giebt, ganz im Charakter der älteren historischen Volks-, namentlich auch der Landsknechtslieder:

Ei, wer hat so 'nen feinen Verstand,
Daß er das Lied von den Preußen erfand?
Drei Königsgrenadier in der Wacht-
Stube, die haben das Liedlein erdacht.

Oder:

Wer hat denn das Liedlein erdacht?
Drei Husaren wohl auf der Wacht.
Zu Luxemburg sind sie gewesen,
In Zeitungen haben sie's gelesen,
Triumph, Triumph, Victoria!
Es lebe der große Friedrich allda!

Sehr beliebt in diesen kriegerischen Volksliedern ist die Gesprächsform, die sich aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo sie in der politischen Dichtung zum ersten Male verwendet erscheint, bis in dieses Jahrhundert hinein erhalten hat. Diese Gesprächslieder tragen vorzugsweise einen scherzhaften, launigen Charakter; in der Regel muß der Eine in Anerkennung der Ueberlegenheit des Andern demüthig abziehen. So lehnt in dem Dialoge zwischen König Friedrich und Maria Theresia Ersterer die Forderung der Kaiserin Schlesien herauszugeben ab und droht ihr schließlich:

Ist denn also stolz dein Sinn,
Blind von Uebermuthe,
Sollst du's haben schlecht Gewinn,
Büßen mit dem Blute.
Denn ich werd' dich schlagen bald
Und dein Heer versprengen;
Alsdann Frieden mit Gewalt
Von dir gleich erzwingen.

In einem andern Gesprächsliede belehrt Friedrich Soubise, daß da, wo Maitressen regieren, Alles übel aussieht und giebt ihm schließlich den Rath erst etwas mehr zu lernen, bevor er ein Heer commandiren wolle. Soubise antwortet:

Eure Majestät geruhn
Mir viel Gnaden anzuthun,
Und ersterbe den Befehlen;

Aber was die Alt' angebt,
Dieses, Ihro Majestät —
Möcht ich lieber doch verhehlen.

Auch das beruht auf alter Ueberlieferung, die Eroberung einer Stadt mit dem Werben um eine Jungfrau darzustellen. So klagt die Stadt Breslau dem König:

O preußischer Kriegsheld, was thust Du denn gedenken,
Daß Du mich in die Lieb willst ganz und gar versenken?
Für eine Jungfrau rein galt ich so lange Zeit,
Es hat mich niemals noch ein Heldenmuth erbeut.

Nicht immer bringt Freien Glück: schlimm ist's, wenn ein mächtiger Nebenbuhler den schon sicher geglaubten Besitz der Geliebten uns wieder entwindet. Darum seufzt der Marschall von Contades:

Ha ha ha! Ich armer Mann,
Ach, was soll ich fangen an?
Hab eine Jungfrau mir genommen,
Bin mit ihr ins Unglück kommen —
Ha ha ha! Ich armer Mann,
Ach, was soll ich fangen an?

Minden, diese stolze Magd,
Nach der ich so lang getracht',
Die hat dieser Ferdinande
Abgejagt mir ganz mechante —
Ha ha ha! Ich armer Mann,
Ach, was soll ich fangen an?

Dem Soldaten ziemt, wenn er ins Feld zieht, männliche Entschlossenheit, festen, ungebeugten Muthes soll er dem Tode ins Auge schauen. Aber sein Muth wird gehoben, wenn er weiß, an der Spitze seines Heeres steht ein erfahrener, sieggekrönter Feldherr. Es wiederholt sich mehrfach der Gedanke:

Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Fürchten den Teufel in der Hölle wir nicht.

Es giebt keinen Zwiespalt zwischen König und Heer. Der König sorgt väterlich für seine Kinder in Waffen,

Und der Soldat ist zu jeglicher Zeit
Für seinen König zu sterben bereit.

Wenn auch wirklich einmal das Kriegsglück den Feind anlächelt: der preußische Krieger verzagt darum doch nicht. In einem Liede auf die Schlacht bei Kunersdorf ruft der Soldat seinem besiegten König zu:

Friderikus, sei man doch nicht bange!
Es währet solch Malheur nicht lange:
Den Laudon kriegen wir schon noch;
Seind wir gestellt nur wieder besser,
So schneiden wir mit unserm Messer
Ihm in die Rechnung gleich ein Loch.

Wie umsichtig und tapfer auch Prinz Heinrich der königliche Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Seidlitz, Schwerin, Ziethen und alle die Helden des siebenjährigen Krieges zu streiten wissen: keinen umgiebt doch eine gleiche poetische Glorie als den königlichen Helden, die Seele des Heeres. Wo er erscheint, da heftet sich fast stets der Sieg an seine Fahnen. So sang der Soldat nach geendetem Feldzuge von 1758:

Friderikus, unser König,
Hat alle Feinde besiegt;
Und die ihn wollten zerstücken
Und stoßen in den Staub,
Denen ist gemessen der Rücken
Oder liegen den Raben zum Raub.

Mögen auch noch so viel Feinde den königlichen Feldherrn umringen, er verzagt nicht, wenn auch „alle Donnerwetter auf ihn daherrasen",

Seine Macht ganz umzustoßen,
Zu vernichtigen sein Heer:
Aber ihme ist nicht bange,
Er hat Muth stets obenauf,
Läßt die Feind nicht warten lange,
Schmeißt sie alle über'n Hauf.

In seiner Verehrung gegen den König spricht ein ander Lied sogar den Gedanken aus, daß er „nebst Gott jetzt in der Welt regiert".

Nicht erst seit dem Feldzuge von 1866 ist die „affenartige Geschwindigkeit" der Preußen berühmt geworden. Die Soldatenlieder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges kennen das Geheimniß der preußischen Siege sehr wohl:

Doch ganz geschwinde
Und sehr behende
Ist unser König,
Ob er schon wenig
Davon macht kund.

Die österreichische Schwerfälligkeit und Langsamkeit war damals vielleicht noch mehr als später ein willkommener Gegenstand des Spottes. Ein Lied, bei Beginn des Feldzuges von 1757 gedichtet, warnt Maria Theresia in den Krieg zu gehen: sie solle trotzdem „alle die großen Nationen der Welt ihr zu Gefallen ins Feld marschiren", doch nicht zu siegesgewiß sein, die Preußen hätten gut gerüstet,

Wenn man bei Dir noch die Strümpfe sich flickt,
Sind wir schon längst in Dein Land eingerückt;
Schlagen Dein Heer auf's Haupt, und rufen Viktoria, und ihr zieht schnell euch zurück.

Auf der Armee beruht in erster Linie die große Geschiecht des preußischen Staates, in ihr zuerst und hauptsächlich entwickelte sich das preußische Selbstbewußtsein. Natürlich, daß sich das auch in den Liedern dieser Zeit abspiegelt:

Wie fliehn? Wer kann so thöricht sein?
Nur Franzen kennen dieses Wort!
Der Preuße nicht, der will stets schlagen.

In keinem Gedichte spricht sich aber der kriegerische Stolz reiner und edler aus, als in dem vom gefangenen Husaren aus dem Jahre 1758, ein Lied, „das sich fast alle andern deutschen Heere zugeeignet haben". Ein preußischer Husar, der in französische Gefangenschaft gerathen war, wird vor Prinz Clermont geführt, der ihm die Frage vorlegt, wie stark seines Königs Macht sei. „Wie Stahl und Eisen", ist die Antwort. „Ich meine nur

die Zahl, die Menge deiner Brüder", erklärt Clermont seine Frage. „So viel ich Stern' am blauen Himmel seh."

Freund, hat Dein König mehr dergleichen Leut wie Du?
Ja wol — sprach der Husar — viel beßre noch dazu,
Ich bin der schlechteste von seinen Leuten allen,
Sonst wär ich euch gewiß nicht in die Händ gefallen.

Clermont beschenkt den Tapfern mit einem Thaler, den dieser aber einer feindlichen Schildwache zum Geschenk macht:

Du brauchst ihn nöthiger als ich und meine Brüder,
Drum geb ich Dir das Geld von Deinem Prinzen wieder;
Denn unser König der versorgt uns alle gut,
Drum lassen wir für ihn den letzten Tropfen Blut.

Ebensowenig wie in den Gleim'schen Liedern tritt auch in dieser Soldatenliteratur irgendwo die Auffassung des Kampfes zwischen Oestreich und Preußen als eines „Bruderkrieges" hervor. Und die traurige Haltung der ausschließlich aus Deutschen bestehenden Reichsarmee — Reißausarmee wird sie in einem Liede genannt — war auch gerade nicht geeignet, das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit zwischen den kriegführenden Parteien aufkommen zu lassen. Indessen, wie bedeutend auch immer die kriegerischen Erfolge Friedrichs gegen die östreichischen Heere sein mochten und wie viel Ruhm ihm auch aus diesen Siegen erwuchs: vor Allem ist es doch sein entscheidender Sieg über die Franzosen bei Roßbach, der den eigentlichen Sockel seiner Popularität bildet. Diese Niederlage des deutschen Erbfeinds wurde überall in Deutschland, auch da, wo die Cabinette gegen den preußischen König Partei ergriffen hatten, als ein Triumph deutscher Kraft und Tüchtigkeit über französische Prahlerei mit lautem Jubel begrüßt; und die uns erhaltenen volksthümlichen Kriegslieder ergehen sich mit einem gewissen Behagen, oft in derbster Sprache, in Spott und Hohn über die schmachvolle Flucht des französischen Heeres:

Erst wie die Puterhähne, so pustet ihr euch auf,
Hernacher gehn die Schuhe verloren im Gelauf.
Ihr hungrige Windbeutel, müßt überall frech stolziern,
Und puren Dreck für Golde in eurem Maul thut führn.

Der Gegensatz zwischen Friedrich und seinen Generälen, den energischen charaktervollen Männern mit rauher Außenseite, an alle Strapazen des Krieges gewöhnt, die sie willig mit dem gemeinen Manne theilten, und den prahlerischen, verwöhnten französischen Befehlshabern, die selbst im Kriegslager die Genüsse des Pariser Salonlebens nicht entbehren wollten, war freilich so in die Augen springend, daß der gesunde Volkssinn keinen Augenblick schwanken konnte, welcher der kriegführenden Parteien er seine Sympathien zuzuwenden habe. Vor Allen ist es Soubise und die Pompadour, über die sich der deutsche Spott ergießt. Ein Beispiel mag genügen:

Hat denn nicht die Pimpelgicht
Vor Schreck und Surprise
Madam Pompadour gekriegt,
Lieber Herr Soubise,
Weil das schöne Heer, Musje,
Sammt der ganzen Reichsarmee,
Kame so in's Laufen,
Ohne zu verschnaufen?

Auch die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges haben noch manches wackere Lied in den Reihen der preußischen Armee erzeugt — die Schlachten bei Liegnitz und bei Torgau sind nicht ohne poetischen Reflex geblieben —, aber hinsichtlich ihres Werthes stehen sie doch den früheren in mancher Hinsicht nach. Und bis zu seinem Tode ist die Soldatenpoesie dem großen Könige treu geblieben. An seinem Grabe klagten die Invaliden:

Hier stehen wir verlass'ne Waisen
Und sehen uns mit Thränen an
Und wünschen dir bald nachzureisen,
Hier, wo uns nichts mehr trennen kann.

Selbst die einundzwanzig Jahre vom Tode Friedrich des Großen bis zum Tilsiter Frieden (1786—1807) haben noch eine Anzahl zum Theil recht guter Kriegslieder aufzuweisen. Die Traditionen der ruhmreichen schlesischen Kriege waren in der preußi-

schen Armee noch immer lebendig, aber einen neuen gewaltigen Impuls konnten die Feldzüge unter Friedrichs Nachfolger dem dichtenden Soldatengeiste nicht geben. Der Feldzug Friedrich Wilhelms II. gegen Holland im Jahre 1788 belebte zunächst die kriegerische Muse. Noch zeigt sich das alte preußische Selbstbewußtsein. Den holländischen Patrioten ward zugerufen:

Steht Friedrich auch, der große Held,
Nicht mehr an unsrer Seiten:
Sie müssen dennoch aus dem Feld,
Wo tapfre Preußen streiten.

Das Kriegslied dieser Zeit lebte aber nur gleich dem preußischen Staate selbst von den Erinnerungen einer großen Zeit; und bedenklich für seinen sittlichen Inhalt ist es, daß jetzt gar zu oft in ihnen der Gedanke an die reiche Beute wiederkehrt, die der Soldat in dem fremden Lande zu finden hofft:

Bei einem Beutel voller Gold
Vergißt man die Beschwerden,
Die jedem Krieger auf der Welt
Zu seinem Antheil werden.

Mit den neunziger Jahren geht es mit dem Kriegsliede schnellen Schrittes bergab: ein treues Bild der preußischen Monarchie. Der Rückzug aus der Champagne (1792) wird gar kläglich beschrieben:

Ach Brüder, wie's uns geht
Erbärmlich um uns steht!
Wie sind wir strapeziret,
Wie sind wir ausmarschiret!
Das hält kein Mensch mehr aus,
Ach, wären wir zu Haus!

Besser sind einige andere Gedichte: Marsch nach Frankfurt a. M. (December 1792) und zwei auf die Belagerung von Mainz (30. März bis 23. Juli 1793) bezügliche Lieder, von denen freilich das eine nur Umdichtung eines älteren auf die Belagerung von Belgrad ist. — Auch die poetischen Erzeugnisse der andern deutschen Heere sind von keinem hohen Werthe. Hervorzuheben

ist etwa das Lied auf die Belagerung von Landau (Sept. 1793), das mehrfach Reminiscenzen aus älteren Liedern verräth, und das auf Jourdan's Rückzug, weniger seines inneren Gehaltes, als der Wahrheit wegen, mit der der Charakter der französischen Armee geschildert wird:

Ihr Franzosen, haltet ein!
Schlagt nicht gleich so hitzig drein!
Denn das Herz möcht' sonst euch allen
Endlich in die Hosen fallen,
Weil ihr mehr als andre Leut
Von Natur sehr hitzig seid.

Hungrig und im Beutel leer
Kamen sie nach Nürnberg her,
Daß man muß dem Lumpeng'ziefer,
Schaffen Hosen, Schuh' und Stiefel,
Und viel Hemden tausendweis,
Weil die ihr'ge war'n voll Läus.

Von der gleichzeitigen Kunstpoesie sind einige Lieder zu verzeichnen, die selbst bis noch in unsere Zeit sich erhalten haben, vor Allem das vielgesungene: Feinde ringsum. Der Verfasser ist der bekannte Romanschriftsteller Cramer. Es erschien zuerst in seinem Romane: Hermann von Nordenschild, genannt Unstern (1792), und ist eine Nachbildung von einem Schubert'schen Liede: Der Kroaten Willkommen an Laudon:

Laudon ist da!
Jauchzt ihm entgegen, Kroaten!
Laudon, der Führer der Thaten,
Laudon ist da!

Aber erst zur Zeit der Befreiungskriege scheint das Lied, indem man einige Strophen auf Blücher bezog, in Aufnahme gekommen zu sein. Wenige Jahre später (1795) fällt ein anderes, ebenfalls erst in den Kriegen gegen Napoleon bekannter gewordenes Lied von Hiemer:

Schön ist's unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel,

Wo die Kriegsdrommete schallt!
Wo die Rosse wiehernd jagen,
Wo die Trommeln wirbelnd schlagen,
Wo das Blut der Helden wallt.

Auch der unglückliche Krieg Preußens gegen Napoleon im Jahre 1806—1807 ist nicht ohne poetischen Niederschlag geblieben: der Tod des Prinzen Louis Ferdinand (10. Oct. 1806), die Schlacht bei Jena (14. Oct.), die Schlacht bei Eylau (7. und 8. Febr. 1807) und die Vertheidigung von Colberg haben ihre Sänger gefunden. Das Gedicht auf die tapfere Vertheidigung der pommerschen Festung durch Gneisenau ist freilich weiter nichts als Umdichtung eines früheren auf die Belagerung von Landau im Jahre 1793: ein fernerer Beweis von der weiten Verbreitung echter Soldatenlieder. Das Lied auf die Schlacht bei Jena ist wesentlich descriptiv und von keinem poetischen Schwunge, aber die Gesinnung, die sich darin ausspricht, ist eines Soldaten der Fridericianischen Zeit vollkommen würdig:

Ich hab meine Fahne tapfer geschwenkt,
Hurrah, ihr deutsche Brüder!
Eh' daß ich sie vor dem Franzosen gesenkt,
Hätt' auch den Tod ich viel lieber.

Eine Armee, die trotz solcher Niederlage noch Stimmen wie diese in sich barg, war nicht für immer vernichtet, sie konnte noch hoffnungsvoll in die Zukunft schauen.

IV.

Die Befreiungskriege.

Das Jahr 1806 sah Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung: das folgende Jahr können wir bereits als den Anfang zum Besseren bezeichnen. Die Schlachten bei Eylau und Friedland, wenn auch nicht glücklich für die preußischen Waffen, zeigten doch, daß noch viel unverbrauchte Kraft und echtdeutsche Tapferkeit in der preußischen Armee lebten. Freilich konnten sie den schmachvollen Frieden zu Tilsit nicht abwenden: die russische Interessenpolitik gab Preußen auf und überlieferte es ohnmächtig der Willkür Napoleons. Aber diese gewaltige Demüthigung Preußens legte den Grund zu einer herrlichen Wiedergeburt des preußischen und dadurch mittelbar des gesammten deutschen Volkes. Es erfolgte in dieser trüben Zeit Reform auf Reform in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung, vor Allem aber die großartige, auf echt volksthümlicher Grundlage beruhende Heeresorganisation. Indessen, der erste gewaltige Schlag, der gegen den mächtigen Imperator geführt werden sollte, ging nicht von Preußen, sondern von Oestreich aus. Der ritterliche Graf Stadion, der an die Stelle des beschränkten Cobenzl getreten war, bahnte hier eine großartige antifranzösische Politik an. Die Erwartungen, daß Preußen mit voller Entschiedenheit sich Oestreich zur Seite stellen würde, gingen nicht in Erfüllung: Kaiser Franz unternahm allein den Kampf. Der Glanzpunkt dieses Krieges vom Jahre 1809 ist der Aufstand der Tyroler gegen die vereinigte baierisch-französische Heeresmacht. Man sollte glauben, daß dieser gesanglustige,

poesiereiche Volksstamm, der mit seltener Einmüthigkeit die Waffen für die edelsten nationalen Güter ergriffen hatte, eine große Zahl echter, tiefempfundener Kriegslieder in dieser großen Zeit hätte erzeugen müssen; — aber es scheint, als ob das eigentliche Volk unter der Wucht der sich Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse weder Zeit noch Stimmung zu poetischen Ergüssen gefunden hätte. Von den sehr wenigen aus dem Volke selbst hervorgegangenen Dichtungen, die diesem Jahre angehören, ist wohl die beste ein Lied auf Speckbacher, dessen Anfangsstrophen hier Platz finden mögen:

Frisch auf, frisch auf, Tirolerbue!
Geh richt Dier jetzt Dein Stutze zue,
Hast Du ihn nit im Hause mehr,
So hol ihn nur vom Wald daher.

Franzosen und Baiern, kommt nur herein,
Mier wölln eure Begleiter sein,
So lang mier haben Pulver und Blei
Bleiben mier dem Kaiser Franz getreu.

Von der Kunstpoesie des Jahres 1809 mögen außer Friedrich Schlegel's „Es sei mein Herz und Blut geweiht dich Vaterland zu retten" die „Wehrmannslieder" von Collin erwähnt werden. Singbar ist wohl kaum eins darunter, aber gegen Gleim's Lieder gehalten, bezeichnen sie einen wesentlichen Fortschritt, jedoch die Tiefe der Empfindung, wie sie die Lyrik von 1813 zeigt, suchen wir vergebens.

Die Ereignisse an der Donau waren nicht ohne Rückschlag auf Norddeutschland geblieben. Rasch folgten sich die Aufstände Katt's, Dörnberg's, Schill's und des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Keinem von diesen gelang es freilich, das Volk in großen Massen zum Aufstande fortzureißen und dadurch die Politik des preußischen Cabinets in eine entschiedene antifranzösische Richtung zu drängen. Aber sie zeigten doch, welcher Umschwung sich bereits jetzt in der öffentlichen Meinung Deutschlands vollzogen hatte, daß es nur des entscheidenden Wortes an maß-

gebender Stelle bedurfte, um das Volk zum muthigen Ergreifen der Waffen gegen den wälschen Erbfeind zu veranlassen:

Viktoria, der Schill ist da,
Mit seinen Reiterschaaren,
Der Sieg ist immer mit ihm nah,
Er treibt den Feind zu Paaren.
O König, sprächst du nur ein Wort,
Sie müßten alle, alle fort.

Schill, das war damals der eigentliche Liebling des Volkes, und seinen Namen verherrlicht ein reicher Kranz schöner Dichtungen. Stägemann, Fouqué, Schenkendorf, Arndt und Rückert haben ihn und seinen kühnen Zug in unvergessenen Liedern gefeiert. Und auch die schlichte Soldatenpoesie des Jahres 1809 hat ihn sich zu ihrem Helden erkoren. Die Kampfesfreudigkeit spricht sich in den Schlußstrophen eines der Lieder dieser Zeit in begeisterter Weise aus:

O hört ich der Säbel Geklirre doch schon! — Juchhe!
Und hieß es dann vorwärts, bei meiner Schwadron — Juchhe,
Jetzt, Kinder, jetzt gilt's, die Lanze gefällt!
Schill führt in die Schlacht euch, der tapfere Held,
Juchhe, juchhe, juchhe!

Und sinke auch fechtend ich in den Tod — O weh!
Ward mir doch die Lanze von Feindesblut roth — Juchhe!
Mein Vater schon focht unter Ziethen mit,
Drum wag ich mit Schill jetzt den muthigen Ritt,
Juchhe, juchhe, juchhe!

Es ist bekannt, wie Schill's Zug endete. Die gefangenen elf Offiziere wurden am 16. Septbr. zu Wesel erschossen. „Zwei und zwei aneinander gefesselt erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem Könige noch ein Hoch und commandirten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn todt am Boden; der Elfte war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief auf sein Herz deutend: „Hierher Grenadiere!" Einen Moment später hatte auch er ausgelebt." Dies tragische Geschick der Schill'schen Freischaar feiert

ein gleichzeitiges Soldatenlied, von dem hier die letzten Strophen mitgetheilt werden sollen:

Ich will, Napoleon,
Von dir gar kein Erbarmen,
Mit meinen Brüdern allen,
Soll gleiches Loos mir fallen.
Schieß zu, du Schelm Franzos,
Mein Herz liegt bloß!

Mein Säbel und Gewehr,
Und alle meine Waffen,
Wird man auf's Grab mir henken,
Da soll man lang gedenken,
Daß hier ein treuer Knab'
Ruht tief im Grab.

Den Schill'schen Helden bewahrte das Volk ein treues Andenken und bald sollte die Zeit kommen, wo Schenkendorf's Weissagung in seinem Gedichte auf Schill's Tod (Schill: Eine Geisterstimme. 1809) in Erfüllung ging:

Tag des Volkes! du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein freies Volk wird sagen:
Ruh' in Frieden, treuer Schill!

Nur noch wenige Jahre und der „Tag des Volkes" ging blutigroth auf.

Mit den Jahren 1810 und 1811 hatte Napoleon den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Fast ganz Europa lag ihm zu Füßen, nur England und Rußland standen noch ungebrochen da. Der nächste Feldzug sollte Rußland demüthigen. Gewaltigere Anstrengungen als je hatte der französische Imperator gemacht, um durch noch nie gesehene Heeresmassen den russischen Ländercoloß zu erdrücken. Im Sommer 1812 überschritten die Napoleonischen Heeressäulen die russischen Grenzen. Jeder kennt das Schicksal der großen Armee. Die Siegesbulletins, selbst im Anfange des Feldzuges verhältnißmäßig nur sparsam ausgegeben, erschienen in immer größeren Zwischenräumen, bis sie endlich ganz verstummten.

Erst leiser, dann immer lauter tönte die Nachricht durch ganz Deutschland, daß das französische Heer in Rußland seinen Untergang gefunden.

Mit Blitzesschnelle brach sich der Gedanke Bahn, jetzt oder nie sei die Zeit der Rache gekommen, jetzt oder nie sei der Augenblick günstig die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln. Und vor Allem in Preußen faßte dieser Gedanke ebenso schnell als tief Wurzel, denn kein Volk war von dem übermüthigen Corsen bitterer in seinen Empfindungen gekränkt als das preußische. Was Wunder, daß in ihm die Zornesflammen am hellsten aufloderten, daß Alles nur auf den Wink von oben wartete, um die mehr als sechsjährigen Sklavenketten zu brechen und den heimischen Boden von den räuberischen Erobererschaaren zu säubern. Dies Mal wartete man nicht vergebens.

Die Ereignisse folgten jetzt schnell aufeinander: York's Convention mit den Russen auf der Mühle zu Poscherun am 30. Dec. 1812, König Friedrich Wilhelm's Abreise nach Breslau, die Proclamation vom 3. Februar 1813, wodurch die Bildung freiwilliger Jägercorps angeordnet wurde, und endlich am 17. März der Aufruf „An Mein Volk." Dieser Aufruf hatte einen Erfolg ohne Gleichen. Bald waren die Heeresmassen so erstarkt und so organisirt, daß der Kampf beginnen konnte.

Aber Preußen stellte mehr als ein schlagfertiges Heer ins Feld: das waren noch ganz andere Mächte, mit denen der bisher für unüberwindlich Gehaltene den Kampf aufnehmen mußte, ideale Mächte, die von ihm, der Menschen nur als Werkzeuge seiner hochfliegenden Pläne betrachtete, als Träumereien phantastischer Ideologen mit souveräner Verachtung und doch wieder mit vorahnender Furcht behandelt waren. Nicht allein der Ingrimm über die jahrelange Fremdherrschaft war es, der Tausende und aber Tausende der edelsten Jünglinge und Männer aus allen Ständen und Berufsklassen die Waffen gegen den verhaßten Feind ergreifen ließ: es war das Rauschen einer großen nationalen Strömung, die die tiefsten Schichten des Volkes erfaßt hatte und

die größten Opfer zur Erringung nationaler Unabhängigkeit gern und freudig bringen ließ.

In dem geistigen und sittlichen Leben der Nation war seit der Zeit des Tilsiter Friedens ein gewaltiger Umschwung eingetreten. An die Stelle des religiösen Indifferentismus war ein ernster evangelischer Glaube getreten, und dieser religiöse Sinn durchweht die Lieder aller jener Männer, in denen die gewaltig ringende Zeit ihren poetischen Ausdruck gefunden hat. Darum hat auch die ganze Bewegung, so hoch auch die Herzen klopften, doch vorwiegend etwas Ruhiges, Maßvolles. Gewaltig braust freilich die Leidenschaft in Körner's und Arndt's Liedern, aber sie artet nirgends in Phrase und falsches Pathos aus: stets ist das Wort der getreueste Ausdruck der innersten wahrsten Empfindung. In den Liedern der Befreiungskriege weht eben ein anderer Geist als in dem „Liede von Marseille".

Deutsch ist die Gesinnung, klar und sicher ist man sich des Gegensatzes gegen alles Fremde und Ausländische bewußt. Zum ersten Male seit Jahrhunderten kämpften die vereinigten deutschen Staaten und Stämme für eine große gemeinsame Sache, und die Poesie dieser Tage wird nicht müde zur Einigkeit, zum treuen Festhalten in dem begonnenen Kampfe zu mahnen.

Kaum war der Aufruf vom 3. Febr. zur Bildung freiwilliger Jägercorps erschienen, so war auch die Literatur thätig ihrerseits den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen. Neben einer Masse von politischen Broschüren ergoß sich ein reicher Liederstrom über das ganze Land. Auch hier natürlich des Gutgemeinten recht viel, und des wirklich Bedeutenden, das auch jetzt noch freut und erhebt, keine allzu große Menge. Doch ist überall den Gedichten ein warmer Herzschlag anzufühlen: die Zeit war groß genug auch den Nüchternen zur Begeisterung fortzureißen. Kein Jahr unserer Literatur war bis dahin so reich mit Kriegsliedern vertreten als das Jahr 1813. Was den Werth der Dichtungen betrifft, bezeichnet es ohne Zweifel den Höhepunkt des deutschen Kriegsliedes, der bis jetzt noch nicht wieder erreicht, geschweige denn überschritten wäre.

Wenn auch die Lyrik dieses Jahres neue Bahnen einschlug, so entwickelte sie sich doch unter Einwirkung der Welt des Schönen, die seit den letzten fünf Decennien die Werke Lessing's, Herder's, Goethe's und Schiller's erschlossen hatten. Nur verließ sie den kosmopolitischen Charakter, den bis dahin die deutsche Literatur, da der Nation die politische Einheit fehlte, naturgemäß tragen mußte. Vaterland und Nationalität waren wenig geläufige Begriffe in dem Ideenkreise der Weimar'schen Literaturheroen, die großen Ereignisse der Zeit störten sie nicht eben in ihrem künstlerischen Schaffen. Die junge Literatur von 1813 dagegen zeigte eine starkausgeprägte nationale Gesinnung in allen ihren Erzeugnissen. Die Dichter dieses Jahres schöpften alle aus dem frischen Born der mächtigen Zeitströmung, und darum übten ihre Lieder eine Wirkung ohne Gleichen.

Bei der Besprechung der Lieder des siebenjährigen Krieges sehen wir, wie die Kunstpoesie nur einige Treibhausblüthen zu erzeugen im Stande war, echte Poesie sich dagegen nur in den Reihen der Soldaten selbst vorfand. Jetzt ist das Verhältniß fast umgekehrt. Was uns von den Volksliedern aus den Jahren 1813—15 erhalten ist, steht gewaltig zurück an Kraft und Schönheit den gleichzeitigen kriegerischen Liedern unserer besseren Dichter. Jene scheinen mit wenigen Ausnahmen vergessen zu sein, während diese bis zum gegenwärtigen Augenblick noch von der ganzen Nation gesungen werden. Der Unterschied der Lieder von 1756 und 1813 ist nicht minder groß, als der zwischen den Armeen dieser beiden Epochen. Dort werden die Heldenthaten der preußischen Armee und ihres großen Königs gefeiert, hier wendet sich der Dichter an die ganze deutsche Nation, und nicht ausschließlich ist ein Held der Gegenstand seines Liedes. Alles gelehrte Beiwerk ist hier verschwunden, volksthümlich ist das Versmaß, volksthümlich die Sprache. Der Dichter stand dies Mal mitten im Kriegsgetümmel, „zugleich ein Sänger und ein Held". Schnell fand sich, fast wie von selbst, zum Liede die Melodie, und gleichwie Luther's evangelisches Schlachtlied „Eine feste Burg ist unser Gott" Tau-

sende dem neuen Glauben zuführte, so war das patriotische Lied des Befreiungskrieges eine der gewaltigsten Waffen im Kampfe gegen den wälschen Feind.

Kaum hatte König Friedrich Wilhelm die ersten Schritte zu einer selbständigen deutschen Politik gethan, da verstummte die zahme deutsche Lyrik wie mit einem Schlage. Was waren es denn für Lieder, die man noch selbst in der Unterdrückungszeit gedichtet und gesungen hatte? „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen", „Herz, mein Herz, warum so traurig? Und was soll das Ach und Weh?" „Schlaf, Herzenssöhnchen! mein Liebling bist Du!" „Als der Großvater die Großmutter nahm, da wußte man nichts von Mamsell und Madam". Jetzt vollzog sich in der Liederpoesie eine totale Umwandlung, die Jahre 13 und 14 haben kaum eins derartiger harmloser Gesellschaftslieder hervorgebracht. Dem kräftigen Auftreten des deutschen Volkes gegen die Räuber seiner Freiheit entspricht auch das deutsche Lied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", „Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen" — das war ein ernsterer, männlicherer Ton.

Es liegt außer unserer Aufgabe eine eingehende erschöpfende Charakteristik auch der jetzt kaum noch genannten Dichter und Dichtungen zu geben. Wir wollen nur die hervorragendsten Dichtergestalten, deren Werke am reinsten und edelsten die Bewegung der Nation zur Zeit ihrer höchsten Kraftentwicklung künstlerisch darstellen, in kurzen Umrissen uns vorführen. Im Vorbeigehen wollen wir noch daran erinnern, daß die vielverbreitete Annahme eine irrige ist, als ob man in den deutschen Heeren jener Zeit nur die uns jetzt geläufigen Lieder von Körner, Schenkendorf und Arndt gesungen hätte. Der Landmann, der eben den Pflug, der Handwerker, der Amboß und Meißel zurückgelassen hatte um die Waffen zu ergreifen, sang auf dem Marsche nach Frankreich gewiß ganz andere Weisen.

Unter den Verfassern von Kriegsliedern begegnen uns mehrere Dichter, die auf anderen Gebieten der Poesie eine höhere Be=

deutung in Anspruch nehmen können, als gerade auf diesem. Aber auch sie wurden von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen und haben der Zeit gleichfalls ihren Tribut in dem einen oder anderen Liede dargebracht. Dazu sind zunächst Fouqué und Clemens Brentano zu rechnen. Von Ersterem haben wir das muntere Kriegslied: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen, Es ist nun an der Zeit"; von Brentano das Soldatenlied, das den echten Volkston trifft:

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden:
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.
  Trallalalalei
Ihr Tisch das grüne Feld.

Eine wackere Gesinnung spricht sich in Stägemann's Poesien aus, aber keins von seinen Liedern ist sangbar und darum ist seine Wirksamkeit auch keine tiefgehende gewesen. Er gehört mit seiner ganzen Art zu denken und zu dichten dem Fridericianischen Zeitalter an. Er bedient sich noch des Klopstock'schen Odenstils und in seinen Gedichten begegnen wir noch dem ganzen mythologischen und antiquarischen Apparate aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ausdrücke wie „Phöbus goldner Bogen", „Der Schlacht Bardite", „Lichtgeschosse Apollo's", „Klio Teuts" nehmen sich in Gedichten dieser Zeit etwas seltsam aus. Bei Gleim und seinen Zeitgenossen sind wir dergleichen Bilder gewohnt, aber bei den poetischen Repräsentanten der Ideen von 1813 sind die Bilder und Vorstellungen aus der Antike vollständig verschwunden.

Ein anderer, modernerer Geist weht in den geharnischten Sonetten Friedrich Rückert's: aber auch sie sind nicht in dem Maße populär geworden, als Arndt's und Körner's Schlachtgesänge; schon die fremde Form that ihrer Verbreitung in die Massen bedenklichen Eintrag. Aber welch' edler Zorn und welch' hohes patriotisches Gefühl spricht aus jeder Zeile! — Anders ist der Ton in seinen „Kriegerischen Spott- und Ehrenliedern".

Hier ist viel echte volksthümliche Komik: so in dem „General Vandamme", von dem es heißt:

Viel trank er und viel aß er,
Das Bezahlen vergaß er.

Bei Kulm wird er gefangen genommen und nach Breslau geführt:

Wie sie dies vernommen
Vandamm' ist gekommen,
Tritt der Bürgermeister
Mit einem Zettel hervor.
. . . .
Ex'lenz, Herr General!
Sie werden sich mit Hulden
Erinnern ihrer Schulden
Von dem letztenmal;
Hier auf diesem Zettel
Steht der ganze Bettel;
Ob Sie's wollen bezahlen,
Steht in Ihrer Wahl . . . .
Er macht daraus kein Hinderniß,
Läßt Tint' und Feder kommen,
Und stellt auf die Summen
Einen Wechsel auf Paris.
Jetzt wollen bei den Schulden
Wir uns nicht lang gedulden;
Morgen sie einzukassiren,
Gehn wir nach Paris.

Derselbe launige Spott herrscht in einem anderen Gedichte „Marschall Ney". — Zu den Ehrenliedern gehört „Marschall Vorwärts":

Ihr französischen Marschälle,
Warum seid ihr so verstört?
Laßt die Felder, kriecht in Wälle,
Wenn ihr diesen Namen hört?
Marschall Rückwärts! das ist eurer,
Marschall Vorwärts! ist ein neuer,
Marschall Vorwärts!
Der dem Blücher angehört! *)

---

*) Das Gedicht steht in Rückert's Gesammelten Gedichten. Zweiter Band. Dritte Auflage, 1839 S. 25. von Soltau, Ein Hundert deutsche

Zu den bekannteren Gedichten gehört auch: „O wie ruft die Trommel so laut!" und „der Landsturm".

Aber vor Allem spiegeln sich die Ideen von 1813 in drei Dichtern, deren Lieder der verklärte poetische Ausdruck der Empfindungen ist, mit denen das Volk die Waffen ergriff: Schenkendorf, Körner, Arndt. Allen drei war es mit ihrer patriotischen Gesinnung nicht nur im Liede Ernst, sondern auch im Leben. Die beiden Jünglinge Körner und Schenkendorf hatten das Schwert ergriffen, Schenkendorf mit der Linken, da ihm die Rechte in Folge eines früheren Duells gelähmt war; Arndt der Mann war zuerst als Secretär beim Freiherrn vom Stein, später bei der Central-Verwaltung als Beamter thätig.

Zeichnet Arndt männliche Gesinnung aus, Körner stürmisch-jugendliche Begeisterung, so geht durch Schenkendorf's Dichtungen die zarte Empfindung und Sehnsucht eines jungfräulichen Gemüthes. Auch ihn beseelt ein tiefes deutsches Nationalgefühl, auch er will sein Vaterland vom fremden Joche befreit wissen, aber der Zorn schlägt bei ihm nicht in so hellen Flammen auf als wie bei den anderen zeitgenössischen Dichtern. Ueber alle seine Poesieen, auch die in der leidenschaftlich erregtesten Zeit von 1813 entstandenen, ist eine contemplative Ruhe ausgegossen, mit stark romantischer Färbung, wie denn kein Dichter der Befreiungskriege so viel Elemente der romantischen Schule in sich aufgenommen hat als Schenkendorf. Er ist auch der Dichter, in dem das religiöse Element, das die ganze Bewegung durchzog, am reinsten und innigsten zur Erscheinung gekommen ist. Bei dem Lesen seiner religiösen Lieder will es uns oft dünken, als ob er die ganze rührende Kindlichkeit und Tiefe der Empfindung, die uns aus den Gemälden der altdeutschen Schule so vertraulich an-

---

historische Volkslieder, hat es unter No. 94 abdrucken lassen, wie es scheint, ohne Rückert's Autorschaft zu kennen; ebenso v. Ditfurth, Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675 bis 1866, No. 68.

heimelt, seinen lieblichen Versen eingehaucht habe. Bei ihm geht nicht, wie bei den Meisten der Romantiker, Leben und Dichten auseinander; er ist einer der Wenigen, wo beides sich harmonisch durchdringt. Auf seinem Charakter ruht kein Makel, und die Genialität faßte er — darin sich rühmlich von den Schlegel's, Werner's und Brentano's unterscheidend — nicht als einen Freibrief für alle sinnlichen Gelüste auf.

Mit den Romantikern theilt er zunächst die Abneigung gegen alles Verstandesmäßige und eine — bei ihm nicht bloß anempfundene — tiefe Verehrung für das Positive des christlichen Glaubens. Obwohl er in der protestantischen Kirche geboren und erzogen war und auch wohl schwerlich bei längerem Leben sich dem katholischen Glauben zugewandt hätte, so können wir seine Poesie doch von einer katholisirenden Richtung nicht ganz frei sprechen. Bereits im Jahre 1810 verfaßte er in Folge der gewaltsamen Fortführung des Papstes Pius VII. durch Napoleon ein poetisches Gebet, in dem der Zorn des Himmels auf den gekrönten „Räuber" herabgerufen wurde. Nur dadurch wurde unter den damaligen Zeitumständen der Abdruck möglich, daß sein Verfasser es als Uebersetzung einer alten lateinischen Hymne ausgab. Und als er später am Rhein lebte, da stellte er in seinem Zimmer eine Büste Pius VII. auf.

Mit logischer Nothwendigkeit muß eine so angelegte Natur wie die Schenkendorf's mit ganzer Hingabe sich in das Mittelalter versenken, in seine Kunst, seine Poesie, seine Sagen. Bald ist es der Straßburger Münster, bald die Marienburg, dann die Sammlung altdeutscher Gemälde im Besitz der Gebrüder Boisseree oder der Hort der Nibelungen und der Rosengarten zu Worms, die ihm Stoff zu poetischen Betrachtungen geben.

Aber nichts begeistert ihn doch mehr als die Erinnerung an Kaiser und an Reich. Und Rückert rief einst von ihm mit Recht:

— Das ist der Schenkendorf, der Max,
Der sang vom Reich und Kaiser,

Der ließ die Sehnsucht rufen laut,
Daß Deutschland ihn, die verlass'ne Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.

Das deutsche Reich ist seine Herrin, der er sich ewig verbündet hat:

Ein Leuchten ist's aus großen Tagen,
Das dich, du Herrliche, umwallt,
Wie Zauber schwebt's von alten Sagen
Um deine herrliche Gestalt.

Wer dich nur schauet, muß entbrennen
In Liebesgluth und Andacht gleich;
So laß mich deinen Namen nennen,
Mein heiliges, mein deutsches Reich!

Und diese Verherrlichung des alten Kaiserthums ist bei Schenkendorf mehr als bloß poetische Reflexion. Er und viele seiner Zeitgenossen nahmen die Gebilde ihrer Phantasie, die ihnen einen mächtigen volksthümlichen deutschen Staat des Mittelalters vorzauberte, für baare geschichtliche Wirklichkeit. Die letzten Jahrzehnte ernster historischer Forschung haben wohl diese Art der Sehnsucht nach Kaiser und Reich für immer begraben, der romantische Schimmer des Mittelalters ist jetzt wesentlich verblasst. Daß Schenkendorf in denjenigen seiner Gedichte, welche unmittelbar unter dem Eindrucke der politischen Ereignisse seiner Zeit entstanden sind, immer wieder und wieder auf den Kaiser zurückkommt, beweist nur, wie ernst es ihm mit dieser Idee ist. Nur in der Wahl eines Kaisers sieht er die Bürgschaft für bessere glücklichere Tage. Vom Stuhl Karls des Großen fragt er:

Steht er wohl noch lange leer?
Will sich d'rauf kein Kaiser setzen?
Allen Völkern zum Ergötzen
Der Bedrängten Schirm und Wehr.

Ach die Sehnsucht wird so laut!
Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter heimzuführen
Deutschland die verlass'ne Braut?

Aber so sehr ist er doch nicht idealer Träumer, daß er die Schwierigkeiten gering schätzt, die sich einer politischen Neugestaltung Deutschlands entgegenstellen. Auch bei ihm bricht der Gedanke durch, daß Argwohn und Uneinigkeit der Stämme alter deutscher Erbfehler ist: ehe sie nicht ausgerottet sind, ist an ein neues Reich nicht zu denken. So heißt es denn im Frühlingsgruß an das Vaterland:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust.
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

In dem Gebet, das bald nach der Rückkehr Napoleons von Elba verfaßt ist, wendet er sich am Schlusse an das deutsche Volk:

O sei dann endlich weiser,
Du Heerde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser,
Und zwing ihn daß er's wird.

Mehr als ein Mal erschallt in seinen Liedern der Ruf zur Einigkeit:

Wann wieder sich gestalten
Das alte Deutschland soll,
So sei es nicht gespalten,
Nicht schmach- und wundenvoll!

Aber trotz mannigfacher romantisch-mittelalterlicher Anwandlungen sind doch die Reformideen der Stein'schen Gesetzgebung nicht spurlos an ihm vorübergegangen, die aus einigen seiner Gedichte zur Verherrlichung des Bauer- und Bürgerstandes uns deutlich entgegentreten.

So erinnert er im Schustergesellenliede an die kühne That des Schusters Hans von Sagan's und legt dem Schustergesellen die Worte in den Mund:

Lebe wohl Gesellen-Lade,
Du mein werther Aeltermann,
Meistertochter, deren Gnade
Ich im treuen Dienst gewann.

Von der Landwehr sollt ihr hören,
Auch von mir, dem Landwehrmann;
Schuster steht in hohen Ehren,
Welcher näh'n und fechten kann.

Der Landwehr Abzeichen war das Kreuz, und der ehrenvollste militärische Orden ein Kreuz von Eisen. In seinem Liede auf „das eiserne Kreuz" erinnert Schenkendorf, der geborene Ostpreuße, an das „deutsche Kreuz", das einst die deutschen Ritter nach Preußen getragen und das in ihrer Fahne hoch von der Marienburg geweht habe:

War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt.

Das Kreuz prägt somit dem großen Befreiungskriege den christlichen Charakter auf. Auch in seinen eigentlichen Kriegs-, Schlacht- und Soldatenliedern variirt der Dichter stets den Gedanken, es gilt nicht bloß den äußeren Feind zu bekämpfen, „des Fremdlings schnöde Ketten" zu zerbrechen,

Doch ach wir tragen andre noch,
Wer mag uns davon retten?
Wir heißen gerne Gottes Heer,
Und Sünden liegen auf uns schwer.

„Du theurer Heiland, zeuch voran und heilige die Deinen" heißt es in demselben Kriegsliede von 1813,

In deinem Namen zieh'n wir aus,
Dem ew'gen Feinde gilt der Strauß.

Dasselbe Hinübergleiten vom Kampfe gegen den äußern Feind zum Kampfe gegen den „ewigen Feind" auch in dem „Schlachtgesange":

Gott steht an unsrer Seiten,
Wenn wir im besten Streiten
Die Häupter zu ihm heben.

Das Kreuz das ist sein Zeichen!
Wer will es niederreißen,
Das tragen alle Preußen,
Die Hölle muß ihm weichen.

Eine ähnliche Gesinnung spricht sich in dem schönen „Soldaten-Morgenlied" aus.

Schenkendorf's am meisten gesungenes und darum bekanntestes Lied ist „Freiheit, die ich meine". Aber ich stehe doch an es für sein bestes zu halten: viele der Gedanken sind gar zu ätherisch, zu schattenhaft, zu wenig klar und faßbar. Die ganzen Vorzüge der Schenkendorf'schen Muse möchten sich am reinsten und schönsten vereinigen in den beiden Gedichten auf Andreas Hofer und auf die Muttersprache.

Anders als bei Schenkendorf spiegelt sich die Zeit von 1813 in den patriotischen Liedern Theodor Körner's. Finden wir bei Ersterem Ideen, die seinen Zusammenhang mit der romantischen Schule leicht erkennen lassen, so weist Körner's ganze Art zu empfinden und zu gestalten auf Schiller hin. Auch an sentimentalen Stellen fehlt es seinen Dichtungen nicht, die ein Mathisson'sches Gepräge tragen. Von der milden poetischen Wärme, die Schenkendorf's Lieder durchzieht, gewahren wir bei dem 22jährigen Dichterhelden wenig. Hier ist überall aufbrausende patriotische Leidenschaft. Der Gott, den er anruft, dem deutschen Volke den Sieg zu verleihen, ist der Gott der Rache; und in all denjenigen seiner Lieder, die von hellauflodernden patriotischen Zorne eingegeben sind, fehlt fast niemals der Rachegedanke. So betet, heißt es im Aufruf,

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen, deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!

Louise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns, und unsrer Fahnen Flug.

Und den schwarzen Jägern ruft er zu:

Ins Feld, ins Feld, die Rachegeister wachen.
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!

Als die vereinigten Heere über die Elbe zurückzogen, da giebt er den Trost:

Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!

Aber wie hoch auch bei Körner die patriotischen Wogen gehen, nie hat sein Zorn etwas Unedles und Rohes. Auch bei ihm quillt wie bei allen Dichtern dieser Zeit das Lied aus reinem Herzen. In ihm hat die gebildete Jugend von 1813, der ein so wesentlicher Antheil an der Befreiung des Vaterlandes gebührt, ihren poetischen Repräsentanten gefunden: darum ist er auch stets, und mit Recht, der Liebling der deutschen Jugend gewesen, und bei ihr wird sein Name nie vergessen werden.

Bereits im Januar 1813, als die ersten Anzeichen des nahen Kampfes am politischen Horizonte sichtbar wurden, wendet sich seine Poesie den Zeitereignissen zu. Um diese Zeit übersandte er dem Erzherzog Karl zwei Gedichte, die sich auf die Schlacht bei Aspern beziehen und welche die neue Richtung des Dichters in seinem Keime zeigen. Wenig früher werden drei andere Gedichte fallen, welche die Sammlung seiner letzten Poesieen: „Leyer und Schwert" eröffnen, nämlich „Andreas Hofers Tod", „die Eichen" und „Vor Rauchs Büste der Königin Louise". „Die Eichen" sind eine Elegie, in der Manches an Matthisson anklingt. Alles zerfällt — das ist der Grundgedanke des Gedichts —, die Eichen haben viel des Edlen an sich vorüber gehen lassen, aber sie selbst haben der Zeit getrotzt.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bess're Zeiten angeschaut,
Wie in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —

Ach was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch Alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen steh'n, du bist gefallen!

Das Sonett „Vor Rauchs Büste der Königin Louise" durchglüht schon ganz die edle Kampfeslust des freiwilligen Jägers:

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann deutsche Frau! erwache
Ein guter Engel für die gute Sache!

Die Königin Louise, das war „die Heilige", deren Schutz und Schirm für die ausziehenden Schaaren vom Himmel herabgefleht wurde. Es war von der deutschen Nation unvergessen, wie unritterlich und gemein Napoleon gegen die edle Königin gehandelt habe. In den von ihm selbst dictirten Bulletins sind die niedrigsten Schmähungen gegen die erhabene Fürstin enthalten, und der große Kaiser nahm selbst zur gemeinen Lüge seine Zuflucht, um die sittliche Würde der Königin in den Staub zu ziehen. Um so lauter aber ertönte in der deutschen Poesie dieser Zeit das Lob der verstorbenen Königin, sah man doch in ihr die Märtyrerin der großen deutschen Sache. Und seit den Zeiten der frommen Oranierin Louise Henriette, der Gemahlin des großen Kurfürsten, der Dichterin des Sterbeliedes „Jesus meine Zuversicht", hatte eine gleichgeliebte Fürstin nicht neben dem Throne eines Hohenzollern gesessen. Ihr Tod galt der deutschen Partei als ein tiefer Schlag. Und wenn Körner ausruft:

Louise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Louise sei das Losungswort zur Rache —

so spricht er damit nur einen Gedanken aus, der damals alle Gemüther durchzuckte. —

Als der Aufruf vom 3. Febr. erschienen war, da litt es den feurigen Körner nicht länger in Wien. Kurz darauf schrieb er an seinen Vater: Deutschland steht auf, der preußische Adler erweckt in allen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem

Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen!"

Am 15. März verließ Körner Wien und begab sich nach Breslau, wo eben der Major v. Lützow im Begriff war, die unter seinem Namen bekannte Freischaar zu errichten. Am 19. März trat er in das Lützow'sche Corps ein, und wenige Tage darauf wurde dasselbe in einer Dorfkirche feierlich eingesegnet.

Durch Körners Lieder ist das Lützow'sche Freicorps mit einem poetischen Glanze umflossen, wie sonst kein Truppentheil der preußischen Armee. Wenn wir den Namen Lützow aussprechen, so ist die Erinnerung an Körners Lied mit dem Refrain: „Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd" davon untrennbar.

Mit dem Eintritt in das Corps der freiwilligen Jäger braust bei Körner die poetische Begeisterung gewaltiger, jetzt hat sie ein würdiges Object gefunden: die Befreiung des Vaterlandes In diese Zeit fällt ohne Zweifel der „Aufruf", der den Aufruf des Königs an Sein Volk in die poetische Sprache der Jugend überträgt:

Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Voll Siegeshoffnung schließt das Gedicht, aber auch seiner selbst gedenkt der Dichter prophetisch:

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Zunächst freilich sollten die verbündeten Heere zwar wohl reich an Ehren, aber nicht an Siegen, aus den Kämpfen mit Napoleon hervorgehen. Die Schlachten im Mai hatten für die Franzosen doch erreicht, daß die Verbündeten sich über die Elbe zurückziehen mußten. Tiefe Verstimmung darüber ergriff Alle. „Das kenne ich schon" sagte König Friedrich Wilhelm zu Kaiser Alexander, als dieser ihm die Nothwendigkeit des Rückzuges auseinandersetzte — „wenn wir erst anfangen zu retiriren, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen, und auf diese Weise sehe ich mich schon wieder in Memel." Der damals herrschenden Stimmung giebt Körner im „Letzten Trost" Ausdruck:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braus't auf in neuer Gluth,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt:
Roth muß ja der Morgen sich lösen.

Bald darauf — am 4. Juni — wurde der Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Heeren abgeschlossen. Allgemeine

Niedergeschlagenheit trat statt der früheren Zuversicht ein. „Krieg — schrieb damals Arndt — Krieg schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war; Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren todt trieb; Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ." Und in seinen Erinnerungen erzählt er, wie er mit dem wackern Patrioten Reil in Berlin Unter den Linden zusammentraf, als die grimme Botschaft unter vielen zugleich Zusammenlaufenden erschallte, es ist Waffenstillstand. Er stand bei der Nachricht wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen gleich, dann drückte er Arndt und andern Freunden die Hand und die hellen Thränen strömten ihm über die Wangen.

In dieser bangen Zeit rief Körner seinen Landsleuten zu:

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott.
Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Endlich am 17. August begannen die Feindseligkeiten wieder. Oestreich war aus seiner reservirten Haltung herausgetreten und hatte sich den verbündeten Preußen und Russen angeschlossen. Jetzt kam die Zeit der Siege, zuerst Bülows Sieg bei Großbeeren, dann Blüchers an der Katzbach, und so ging es fort Schlag auf Schlag, bis der Entscheidungstag bei Leipzig herankam, der der Herrschaft der Franzosen in Deutschland für immer ein Ende machte. Körner sollte es nicht beschieden sein, das Vaterland von den fremden Heerschaaren noch befreit zu sehen. Am

Tage des Sieges bei der Katzbach — am 26. August 1813 — hauchte er im ehrlichen Kampfe seine jugendliche Heldenseele aus. Sein Schwanengesang, sein „Schwertlied“ wenige Stunden vor seinem Tode gedichtet, ist zugleich auch sein vollendetstes Gedicht.

Arndt, der letzte der drei Freiheitssänger, steht, was dichterische Begabung betrifft, Körner und Schenkendorf entschieden nach, und doch ist sein Einfluß auf unser Volk ein ungleich nachhaltigerer gewesen. Diese gelten uns nur als Dichter, aber Arndt's Bedeutung liegt nicht allein in seinen Poesieen, sondern noch mehr in der Reinheit und Lauterkeit seines Charakters, seiner deutschen Gesinnung, seinem unzerstörbaren Glauben an die Zukunft seines Volkes.

Diejenigen seiner Gedichte, die außerhalb des Kreises der Zeitideen liegen, sind von keinem besonders hervorragenden Werthe: erst mit den kriegerischen Ereignissen nimmt seine Poesie einen höheren Schwung. Fast alle seine uns hier interessirenden Lieder fallen in das Jahr 1813, wo er neben mehreren höchst bedeutenden Schriften über verschiedene Zeitfragen ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: Lieder für Teutsche veröffentlichte. Er war damals ein Mann von mehr als vierzig Jahren, gereift durch Studien, Reisen und mannigfache Lebenserfahrungen. Körners jugendliches Pathos finden wir daher bei ihm nicht, wohl aber spricht auch aus jeder Zeile seiner Lieder Haß gegen den Unterdrücker, und auch er ruft die Genien der Rache an. So heißt es in dem Liede der Rache:

> Auf zur Rache! auf zur Rache!
> Erwache, edles Volk! erwache!
> Erhebe lautes Siegsgeschrei!
> Laß in Thälern, laß auf Höhen
> Der Freiheit stolze Fahnen wehen,
> Die Schandeketten brich entzwei!

Und in einem andern Liede (An den Deutschen) ruft er seinem Volke zu, nicht eher zu rasten,

> Bis wir im hellen Sonnenstrahl
> Des Rheines Reben sehen;

Dann über'n Rhein die laute Jagd
In's Feindes eignes Land gebracht,
Daß er vertilget werde
Auch jenseits deutscher Erde;

Dann brause, deutsche Siegesfluth,
Paris, an deine Mauern,
Dann lerne, frecher Uebermuth,
Mit Schlangenkünsten lauern;
In Flammen laßt das Satansnest,
Der ganzen freien Welt zum Fest,
Zerfallen laßt's in Trümmer!
Sein Tag erstehe nimmer!

Auch er faßt den Krieg als einen heiligen auf, dem der Beistand des Himmels nicht fehlen wird; und diese gläubige Zuversicht spricht sich in vielen seiner Gedichte aus:

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache!
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!

Aehnlich der Gedanke in dem Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings:

Betet, Männer! Denn ein Jüngling kniet,
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.

Aber von der — ich möchte sagen, klösterlichen — Andacht und Frömmigkeit, die uns bei Schenkendorf fast in jedem Verse entgegentritt, finden wir bei ihm auch nicht die leiseste Spur. Sein Gott ist der Helfer aller Tapferen, ein Feind der Tyrannen, er hat das Eisen wachsen lassen, darum wollte er keine Knechte; er läßt ein muthiges Volk, das für seine Freiheit und Selbständigkeit kämpft, nicht untergehen:

Gott streut den Sand im Sturm dahin,
Verweht des Herbstes Laub;
So weht er auch Tyrannen hin
Und Henker in den Staub.

Drum frisch, ihr Brüder insgemein!
Es gilt das Vaterland.
Mit Gott, dem Helfer, froh hinein
Für's heil'ge deutsche Land!

Aber nur dann wird Gott unseren Waffen Sieg verleihen, wenn wir Einkehr bei uns selbst gehalten haben, wenn wieder „des Glaubens süßes Himmelslicht" unsere blinden Herzen erleuchtet hat:

Dann steh'n wir wieder auf in Freuden,
Dann kommt uns Glück und Sieg zurück,
Dann heben wir aus langen Leiden
Empor zu dir den frohen Blick,
Dann klingen und dann singen wir:
Gott bleibt der Helfer für und für!

Poetisch bedeutender als diese Lieder, die alle zum Kampf gegen den wälschen Feind auffordern, und die sich doch so ziemlich in demselben Ideenkreise bewegen, scheinen mir seine Gedichte zur Verherrlichung preußischer Heerführer zu sein, Schill's, Gneisenau's, Dörnberg's, Chasot's, vor Allem das Lied auf Blücher. Der alte, greise Held mit seinem derben Humor und seiner glühenden Vaterlandsliebe wird mit Recht als die volksthümlichste Figur der Befreiungskriege gefeiert: wahrer und poetischer zugleich konnte der Sieger an der Katzbach, die eigentlich vorwärts treibende Kraft in dem ganzen Kriege, nicht geschildert werden, als es von Arndt gethan ist. Wenn der Dichter von ihm singt:

Der Mann ist er gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die preußische Art —

so ist das baare historische Wirklichkeit. In einem Briefe, den Blücher nach dem Abschluß des Wiener Friedens zwischen Frankreich und Oestreich (am 14. October 1809) geschrieben hat, — zwar kein Muster von orthographischer und grammatischer Correctheit, aber ein leuchtendes Vorbild deutscher Gesinnung in trübster Zeit — heißt es:

... Mein Rath ist zu den Waffen unsere und die gantze deutsche Nation aufzuruffen, den vaterländischen Boden zu verteidigen, die Waffen im allgemeinen nicht ehender niederzulegen, bis ein Volck, daß uns unterjochen wollte, vom dießseitigen Reinufer vertrieben sei, jeder deutsche, der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwürkt; ich weiß nicht warum wihr uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen ... Führ meine Person ist mein entschluß genommen, ich unterlasse nichts um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee und seinem Volke zu vereinigen, einen ehrenvollen Tod der Sclaverei forzuziehen; hilft alles nichts, so gehe ich über land und mehr.".

Ein würdiges Seitenstück zu dem Liede vom Feldmarschall ist das nicht minder bekannte: „O du Deutschland, ich muß marschiren". Aber für dies Lied kann Arndt nicht die Originalität in Anspruch nehmen, es ist Umdichtung eines älteren Volksliedes, das eben so beginnt und nur den Zeitverhältnissen von 1815 angepaßt.

Noch manches wackere Kriegslied ist uns aus dem großen Befreiungskriege überliefert. Körner war nicht der Einzige, der mit der Leyer zugleich das Schwert in dem „heiligen Kampfe" ergriffen hatte. Von einem ungenannten „teutschen Freywilligen" haben wir aus dem Jahre 1813 ein Dutzend zum Theil recht guter Lieder unter dem Titel: Weyhe für Russen und Teutsche oder Neue Volks- und Kriegslieder; von Friedrich v. Kursky, „Freiwilligen im Jäger-Detaschement der Reiterei des Königl. Preußischen v. Lützow'schen Freicorps" ein Heftchen „Vaterländische Kriegslieder". Auch Friedrich Förster, in dessen Armen Körner seine Seele aushauchte, sei nicht vergessen. Wenn Vilmar Förster's im Jahre 1820 verfaßtes Gedicht „Zum Gedächtniß des Aufrufs der Freiwilligen"

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
So rief der Hörner Klang,
So rief in frohen Tagen
Der muntre Jagdgesang;
Verklungen sind die Lieder,
Die blanken Waffen ruhn;

Wir aber fragen wieder:
Wo sind die Jäger nun?

Ein Kirchhof liegt gebreitet,
Kein Mauer fasst ihn ein,
Kein Hügel ist bereitet
Mit hohem Leichenstein;
Der Pflüger pflügt darüber
Und fragt nicht nach dem Grab;
Der Wandrer zieht vorüber,
Schaut nicht auf Euch hinab!

Sie freuen sich der Aehren,
Die Euer Blut getränkt,
Sie schmücken sich mit Ehren,
Die Euch der Tod geschenkt,
Sie brechen von den Kränzen,
Die Euch der Sieg vertraut,
Sie fliegen zu den Tänzen
Mit Eurer jungen Braut.

Die Welt will untreu werden,
So bleiben wir getreu,
Damit die Lieb auf Erden
Nicht ganz verschwunden sei,
Das Fest, das wir begehen,
Hat Euch dem Tod geweiht,
Mag es fortan bestehen,
Ein Zeichen Eurer Zeit!

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
So sangt ihr in der Schlacht,
Euch sei in diesen Tagen
Dies Lied zum Gruß gebracht.
Und dürfen wir nicht jagen
Und schlagen auf den Feind!
Was kömmt, wir wollen's tragen,
So treu wie Ihr vereint.

ein Trauerlied nennt und dann hinzusetzt: „Im Jahr 1863 am 18. October haben wir eine große und schöne Zeit begraben, und 1866 das Grab der Erde gleich gemacht. Gegenwärtig dient es als Exercierplatz" — so hat das Jahr 1870 anders entschieden.

V.

Vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart.

Der deutsche Boden war vom Feinde gesäubert, die Heere zogen heim, und die Friedensarbeit begann. Voll banger Erwartung blickten die Patrioten nach Wien, wo Deutschlands Staatsmänner versammelt waren, um, wie sie wähnten, dem Vaterlande eine dem neuen Geiste entsprechende Verfassung zu geben. Sie sollten bitter enttäuscht werden. Von ihren Hoffnungen ging wenig in Erfüllung.

Immer mehr und mehr entfernte man sich in den folgenden Jahren von den großen Principien der Stein'schen Gesetzgebungsperiode. Vergaß man auch nicht ganz des Geistes der Befreiungskriege: die volle Entfaltung des nationalen Banners wurde ängstlich gemieden; man war bald nur zu willig der bureaukratisch-absolutistischen und darum auch antinationalen Partei Thor und Thür zu öffnen. Treue, wackere Männer wurden in den grundlosen Verdacht der Conspiration und der Jugendverführung gebracht und unter nichtigen Vorwänden ihrer Aemter entsetzt. Der öffentliche Geist, dem jeder wohl berechtigte Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation vollständig entzogen war, krankte bald an Stagnation, bald an Revolution. So entwickelte sich, vorzugsweise unter dem Einflusse des östreichischen Cabinets, ein ungesundes politisches Leben, dem erst der frische Hauch der wieder aufgenommenen preußisch-deutschen Politik in dem eben verflossenen Lustrum — hoffentlich nun für immer — ein ersehntes Ende gesetzt hat.

Nach dem großen Befreiungskampfe war die Poesie, namentlich die der Jugend, noch von vaterländischen Idealen erfüllt. Bald aber trat auch hier ein Umschwung ein. Die Verkümmerung des öffentlichen Lebens, woran auch das J. 1830 wenig änderte, übte nur zu schnell eine überaus traurige Einwirkung auf die Entwicklung des literarischen. Von der sittlich-religiösen Wiedergeburt des deutschen Volkslebens in der trüben Zeit von 1807—1813 war in den Schriften des jungen Deutschlands und der ihm verwandten Geister wenig zu spüren. In diese von den mannigfaltigsten Einflüssen und Interessen bestimmte Zeit fiel plötzlich wie eine Bombe die drohende Haltung des französischen Cabinets. Herr Thiers, der damals (1840) Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hatte nicht übel Lust zu einem Rheinfeldzuge, um das nie zur Ruhe gekommene Verlangen Frankreichs nach einem Stück deutschen Rheines zu befriedigen. Wie mit einem Schlage erwachte der nationale Geist, der seit 25 Jahren geschlummert zu haben schien. Auch die patriotische Dichtung belebte sich auf's Neue. Das Rheinlied von Nicolaus Becker, an und für sich ein ziemlich mäßiges Gedicht, machte die Runde durch ganz Deutschland und legte wenigstens Zeugniß ab, daß man trotz aller Bewunderung für den französischen Liberalismus, deutsch zu fühlen nicht aufgehört habe. Noch zwei andere Lieder, die aber, merkwürdig genug, erst mit dem vorigen Jahre in die Massen gedrungen sind, verdanken jener Zeit ihre Entstehung. Das eine von Ernst Moritz Arndt „In Frankreich hinein" mit dem Refrain:

Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

— der mehr als 70jährige Dichter, in dem noch das Feuer der Jugend nicht erloschen war, erinnerte darin wieder einmal an „Straßburg und Metz und Lothringen" — das andere von Max Schneckenburger, „die Wacht am Rhein." Die ansprechende Composition von Wilhelm und der Refrain, der in dem letzten Kriege der Stimmung von Millionen Ausdruck gab:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein —

haben diesem Liede eine Bedeutung verschafft, die, offen gestanden, mit seinem poetischen Werthe in keinem rechten Verhältniß steht.

Indessen die drohenden Kriegswolken verzogen sich. Die Zerfahrenheit der politischen Zustände Deutschlands blieb aber wesentlich dieselbe. Die Folge war, daß jetzt eine dem deutschen Wesen ursprünglich ganz fremde revolutionäre Partei auftauchte, die sich auch eines Theiles der Presse zu bemächtigen wußte, und einen Einfluß gewann, der weit über ihre numerische und geistige Macht ging. Endlich kam die Krisis: das Jahr 1848 mit seinen vielen Thorheiten, aber auch mit der neuerwachten und erstarkten Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem großen, mächtigen Vaterlande. Während das deutsche Parlament in Frankfurt die neue deutsche Gesammtverfassung berieth, war um Deutschlands Nordmarken, Schleswig-Holstein, ein Krieg mit Dänemark entbrannt. Kaum ertönte der Waffenlärm, da war auch die kriegerische Muse bereit den tapferen Streitern zu folgen. Das beste aus dieser Zeit scheint mir nächst einem Gedichte von Geibel, das sich von dem damals eingerissenen falschen Pathos vollständig frei hält*) eine Reihe von Liedern zu sein, die Soldaten in den verschiedenen deutschen Heeren, welche gegen die Dänen im Felde standen, zu Verfassern haben. Der Sturm auf das Dannewerk und die Schlacht bei Schleswig (1848 April 23.) fand in der preußischen Armee seinen Sänger:

---

*) Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trotz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht —
Das Eisen bricht die Noth.

Wir Preußen ziehen in das Feld,
Gen'ral Wrangel der ist unser Held,
Die Dänen müssen aus dem Land,
In Schleswig hält uns keiner Stand.

Die ganze Darstellung ist einfach, wenn auch gerade nicht sehr orginell, und durchaus in dem Tone der alten historischen Volkslieder gehalten; auch der Schluß ist demgemäß:

Wer hat denn dieses Lied gemacht?
Ein lust'ger Bruder hat's erdacht.
Er war auch mit dabei im Feld —
Hat immer Durst und nie kein Geld!*)

Recht frisch und munter, nicht ohne Komik, ist ein anderes Lied auf den Sturm auf die Düppeler Schanzen (1849 April 13.), das allem Anscheine nach auch von einem Betheiligten gedichtet ist und nach der Melodie von Prinz Eugen gesungen wird:

Der Baier und Sachs in Sundewitt-Ecken
Thäten die Köpf zusammenstecken
Wider des Dänen Hinterlist,
Daß sie möchten ihm ausbüchsen
's Düppeler Nest, ganz voller Füchsen,
Mit Pulver und Blei in kurzer Frist.

Ein anderer, stark sentimentaler, darum aber doch nicht unvolksthümlicher Ton herrscht in einem Liede, das den Sturm auf Friedrichsstadt (1850 Oct. 4.) zum Gegenstande hat:

Es steht ein Häuflein wackrer deutscher Krieger
Vor Friedrichstadt aus Schleswigs Heldenheer.
Sie unterlagen, doch sie waren Sieger,
Und von den Hundert lebt nicht einer mehr.
Sie waren jung vom Mutterherz gerissen,
Sie standen draußen in der blutgen Schlacht;
Die edle Freiheit, die die Deutschen grüßen,
Macht sie zu Helden in des Sturmes Nacht.

---

*) Frh. v. Ditfurth, Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675—1866. No. 91.

Und ein Glöcklein von dem nahen Thurme,
Es läutet immer hell hinaus zum Sturme —
Hört ihr das Glöcklein, es läutet voran,
Es läutet zum Sturme, zum Tod Mann für Mann
Zum Tod Mann für Mann.*)

Damit verstummte wieder auf Jahre die deutsche Kriegslyrik. Als aber neun Jahre später (1859) der Ausbruch des italienischen Krieges das gesammte Deutschland, und vor Allem die Wehrkraft Preußens unter die Waffen rief, da erhob sie von Neuem ihre Schwingen. Die Sympathieen, welche damals Oestreich in Süddeutschland fand, sprachen sich in einer großen Zahl Lieder aus. Auch der alte König Ludwig von Baiern erhob seine Stimme und mahnte an den Geist von 1813:

Der Teutsche lernte nicht vergessen,
Was die Vergangenheit erlebt.
Weß sich Napoleon vermessen,
Tief aus dem Grabe sich erhebt.

Aber für das außer-östreichische deutsche Volk ging diesmal der Kriegssturm vorüber; Preußens bundesfreundliche, loyale Haltung fand in der Wiener Hofburg wenig Anerkennung. Indessen die Folgen des Krieges waren auch für uns von der größten Bedeutung. Durch die Gründung der Einheit Italiens erhielt in Deutschland die nationale Idee wiederum neue Nahrung. Als nun am 13. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark die Augen schloß, ging eine gewaltige Aufregung durch alle „deutsche Gaue". In stürmischen Volksversammlungen wurde die schleswig-holsteinische Frage discutirt; „los von Dänemark" hieß es in den Herzogthümern. Vergeblich mahnten die deutschen Regierungen den dänischen König die durch Einführung der Gesammtstaatsverfassung verhüllten Danisirungsversuche gegen die deutschen Herzogthümer rückgängig zu machen. Es erfolgte die Kriegserklärung Preußens und Oestreichs. Die Einnahme der Düppeler Schanzen und

*) Beide Lieder bei v. Soltau, Deutsche historische Volkslieder, Zweites Hundert. Herausgegeben von Hildebrand, No. 99 u. 100.

der Insel Alsen durch die preußischen Truppen entschieden den Feldzug. Schleswig-Holstein ging durch den Wiener Frieden (1864 Oct. 30) in den Besitz von Preußen und Oestreich über. Wie aus diesem Condominium bald Zwiespalt unter den deutschen Großmächten, dann offener Krieg entbrannte, in dem die neue seit dem italienischen Kriege allmählich durchgeführte preußische Heeresorganisation ihre blutige Probe bestand, lebt noch treu in Aller Gedächtniß. Preußen erhielt durch seine Siege eine bedeutende Machtverstärkung. Aber fast noch wichtiger war, daß eine neue politische Ordnung der deutschen Dinge aus der Vernichtung des alten, machtlosen Bundestages hervorging.

Die Lieder, welche diesen beiden Feldzügen ihre Entstehung verdanken, entsprechen, soweit ich sie wenigstens kennen gelernt, durchaus nicht deren historischer Bedeutung. Die Kunstpoesie dieser beiden Kriegsjahre bietet nichts Vorzügliches, besser sind die einfachen Soldatenlieder, aber ein selbständiger, orgineller Ton wird auch hier nicht angeschlagen. Die Thatsache, daß dies Mal die Poesie minder fruchtbar an Quantität und Qualität war, mag theils in der Verbissenheit der Parteien, welche den großen nationalen Zug der preußischen Politik verkannte, dann aber auch in dem Umstande seine Erklärung finden, daß der Krieg von 1866 zum Theil wirklich ein Bruderkampf war.

Die Zertrümmerung des deutschen Patricularismus, die Gründung der starken norddeutschen Militärmacht riefen jenseits des Rheines „patriotische Beklemmungen“ hervor. Die durch die Umstände gebotene Friedenspolitik des französischen Kaisers fand einen harten Ankläger in der Person des alten Intriguanten Thiers, der sein ekles Gift gegen die Neuordnung Deutschlands in einer langen Rede ausströmte (1867 März 14). Unmittelbar nach diesen rhetorischen Erhitzungen im gesetzgebenden Körper hatte es den Anschein, als ob die Feinde des Friedens in Frankreich triumphiren würden: die Vereitlung des vom französischen Kaiser beabsichtigten Kaufes Luxemburgs durch die neu erstandene preußisch-deutsche Großmacht drohte beiden Völkern die Waffen in die Hand

zu zwingen. Nochmals siegte der gesunde Sinn, noch mehr aber wohl die Erwägung des französischen Gouvernements nicht hinlänglich zum Kampfe gerüstet zu sein. Aber immer wilder wurde der Taumel, der die Masse der französischen Nation ergriff; sie fühlte, daß ihr Einfluß in den großen europäischen Angelegenheiten nicht mehr der alte sei. Das zweite Kaiserreich war in Gefahr das Schicksal der früheren Dynastieen zu theilen, wenn 'es noch länger zögerte mit gewaffneter Hand in den großen politischen Umbildungsproceß Deutschlands hemmend einzugreifen. Bald war ein nichtiger Vorwand gefunden, um ein ruhiges, friedliebendes Volk hinterrücks überfallen zu können. Aber alle Berechnungen des schlauen Imperators schlugen fehl. Das Band der Einheit, das bereits mehr als drei Viertel der deutschen Nation umschlang, erwies sich stark und fest, und die durch Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Norden geeinten süddeutschen Staaten eilten ihren Pflichten nachzukommen.

Kaum war die Kriegserklärung erfolgt und die Mobilmachungsordre ausgegeben, als auch sofort der Chor der deutschen Dichter seine Stimme erschallen ließ:

Wenn Opferhymnen steigen
Zum Himmel ernst und klar,
Da darfst du auch nicht schweigen,
Geweihte Sängerschaar.

(Lieder zu Schutz und Trutz, Lief. 1, S. 6.)

Dieser Aufforderung Eduard Brauer's ist denn auch die „Sängerschaar" getreu nachgekommen. Die Redactionen der hundert und aber hundert Zeitungen und periodischen Blätter, die in allen Städten und Städtchen Deutschlands erscheinen, wurden von Berufenen und weitaus von Unberufenen mit Fluthen von Kriegs- und Zeitgedichten überschwemmt; und wie verhältnißmäßig wenig auch von den Einsendungen zum Drucke gelangte, selbst dieses Wenige ist so massenhaft, daß seine volle Bewältigung fast die Kraft eines Einzelnen übersteigt.

Aber sowie sich die poetischen Schwingen regten, faßte man augenblicklich den Plan, diese einzelnen Sängerstimmen nicht verhallen zu lassen. Wußte man doch, welche gewaltige Macht das Lied auf die Stimmung von Hunderttausenden ausübt. Die Masse treibt nun einmal die Politik mehr mit dem Herzen als mit dem kritischen Verstande, und in einem Kampfe, bei dem die Existenz des ganzen deutschen Volksthums auf dem Spiele stand, galt es Gebrauch zu machen von allen loyalen Waffen gegen einen ränkevollen Feind. Und dann: erst durch eine möglichst vollständige Sammlung dieser zerstreuten Gedichte zu einer umfassenden Sammlung konnte ein Gesammturtheil über den Werth der jetzt entstehenden Lyrik gefällt werden. Inmitten der gewaltigsten Aufregung der Gemüther ging von der Redaction des preußischen Staats-Anzeigers die Aufforderung aus, alle in Zeitschriften erschienenen Gedichte einzusenden, um daraus allmählich eine heftweise auszugebende Sammlung zu Nutz und Frommen der Gegenwart und Nachwelt zu veranstalten. Der Plan fand Anklang, und bald wurden auch von anderen Seiten ähnliche Unternehmungen in's Leben gerufen. Müller von der Werra gab eine Sammlung von Zeitgedichten heraus unter dem Titel: All-Deutschland, ein Anderer unter dem Namen Trutznachtigall, ein dritter: Hurrah, Germania u. s. w. Die Redaction des Soldatenfreundes sammelte in dem von ihr veröffentlichten: „Leyer und Schwert für 1870, Patrontaschenliederbuch", die namentlich von Soldaten verfaßten Zeitgedichte.

Das gediegenste Werk dieser Art, das gleichzeitig mit dem Ausbruche des Krieges, vor allen übrigen derartigen Sammlungen, in's Leben gerufen wurde, sind die von Franz Lipperheide herausgegebenen „Lieder zu Schutz und Trutz". Es bringt fast nur Originalbeiträge, und zwar unserer bedeutendsten Dichter, und da es seinen Abschluß erst mit dem Einzuge der Truppen in Berlin erhalten wird, so gewährt es wie kein zweites einen vollen Einblick in den ganzen Reichthum der Kriegslyrik von 1870 und 1871. Diese Umstände, ganz abgesehen von

dem originellen Gedanken die Handschriften der Dichter in Facsimile's wiederzugeben, sichern dem Buche eine bleibende Stellung in der Literatur dieser Zeit.

Aber in diese umfassenden Sammlungen ist selbstverständlich nur ein Theil der ganzen Liederproduction des Kriegsjahres 1870 gemündet. Daneben haben bekannte und unbekannte Dichter ihre eigenen Poesien noch in größeren und kleineren Bänden und Bändchen erscheinen lassen. „Kriegslieder" und „Zeitgedichte" ist ein häufig wiederkehrender Titel; „Der Rhein soll deutsch verbleiben", „Zum Rhein! Ueber'n Rhein! Alldeutschland in Frankreich hinein!", „Waffenklänge", „Wider Frankreich", „Deutschlands Auferstehung" und eine große Schaar anderer Benennungen begegnen uns in dem üppig grünenden Dichterwald. Außerdem noch zahllose Einzelliederdrucke.

Und wie kein Volksstamm in dem großen deutschen Heere, das jenseits des Rheines zog, unvertreten ist, so lassen auch die Sänger aller Länder und Ländchen aus Ost und West, Süd und Nord um die Wette ihre Stimme vernehmen. Schon eine kurze Durchmusterung der Verlagsorte zeigt die geographische Vertheilung des patriotischen Sängerchors. Neben den großen Städten, die zugleich Hauptsitze des deutschen Buchhandels sind, wie Berlin, Breslau, Dresden, Hamburg, Köln, Leipzig, München und Stuttgart, finden wir auch eine bedeutende Zahl mittlerer und kleinerer Städte, oft mit mehr als einer poetischen Publikation vertreten: Augsburg, Barmen, Cassel, Danzig, Eichstädt, Elberfeld, Erfurt, Ingolstadt, Langensalza, Linden, Naumburg, Nürnberg, Offenbach, Osterwieck, Rostock, Schleswig, Schkenditz, Speier, Tilsit, Wittenberg, Würzburg, Zerbst ꝛc.

Auch Deutsch-Oesterreichs Dichter stimmen mit ihren Liedern laut und freudig, und doch wieder voll stillen Schmerzes ein in den hellen hohen Kriegs- und Siegesjubel. Ein schönes, tief empfundenes Sonett von Frankl giebt dieser Stimmung der Deutsch-Oestreicher wohl den passendsten poetischen Ausdruck:

Kranichzug.

Herbstabend hat sich sonnig rings ergossen,
Die Heerden ziehen heim, des Landmanns Pflug,
Hoch in der Luft, von feuchtem Glanz umflossen,
Bewegt sich scha tenhaft ein Kranichzug.

Nur Einer bleibt zurück von den Genossen,
Den es noch jetzt hoch durch die Wolken trug,
Ein Jäger hat den Flügel ihm durchschossen,
Er flattret noch, wenn auch gelähmt sein Flug.

Doch müd' muß er auf einen Baum sich senken,
Er blickt den Fluggenossen nach mit Schmerz,
Die um ihn unbekümmert weiter lenken

Zu reichen Lorbeerhainen südenwärts.
Der Zug verschwand, es dunkelt — und mein Herz
Es mußte trauernd Oesterreichs gedenken.
(Lieder, Lief. 9, S. 97.)

Wenn wir auch „zusammengekoppelt" sind mit Slaven, Russophilen und Tschernagogen, ruft der Tyroler Joseph Streiter:

Es lebt auch hier noch eine Schaar von Braven,
Die an der echten Mutter Brust gesogen,
Hat doch des Pöbels Hefe nur betrogen
Die schwarze Kunst der päpstlichen Zuaven.

Mit Schmerz empfand es das deutschgesinnte Volk Oestreichs, daß es nicht theilnehmen konnte an den herrlichen Siegen des geeinten deutschen Vaterlandes; aber voll Freude sprechen sie es offen aus, auf welcher Seite ihr Herz stand:

Und fragen einst die Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als die Entscheidungs-Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöthen,
Verjüngt das deutsche Volk, das deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröthen:
Deutschösterreich war mitten unter euch!

Auch die Landsleute jenseits des Oceans waren ihrer Heimath nicht nur durch Liebes-, sondern auch Dichtergaben eingedenk. Vor

mir liegt ein schön ausgestattetes Bändchen hübscher Gedichte, fast ausnahmslos **wirklicher** Gedichte, nicht etwa patriotischer Reimereien, betitelt: **Heimathgrüße aus Amerika** (zweite Auflage. New York, E. Steiger 1870), aus denen eine tiefe Sehnsucht nach dem vielgeliebten fernen deutschen Vaterlande fast melancholisch herausklingt:

O sprich von keinem bessern Volke,
Als dem, das meine Sprache spricht!
Der Stern bleibt Stern, auch wenn die Wolke
Verfinstert hat sein gold'nes Licht.
Und jene Sprache, sanft und linde
Klingt sie im Herzen fort und fort,
Darin die Mutter mit dem Kinde
Gekoset einst das erste Wort.

O sprich von keinem treuer'n Herzen
Und sprich von keinem fremden Glück;
Mild, wie der Strahl der Himmelskerzen,
Ist meines deutschen Volkes Blick!
Zum Heimathland steht mein Verlangen,
Ein müder Fremdling, such ich Ruh',
Und wo das Licht mir aufgegangen,
Drück' man mir auch die Augen zu.

Auch die Deutschen in England haben ein kleines Contingent zum Dichterheere gestellt. Aus der deutschen Schweiz ist meines Wissens kein Dichter zu verzeichnen; ebenso haben die flämischen, holländischen und luxemburgischen Poeten geschwiegen. Nur ist zu notiren, daß Fritz Reuter's „Lütte Gaw" (Lieder zu Schutz und Trutz, Lieferung 8, S. 68) in's Holländische und Jul. Grosse's „Auch eine Augustnacht" (Ebenda, Lief. 1, S. 11) in's Flämische übertragen sind. Dagegen hat ein englischer Dichter, Martin F. Tupper, die Einnahme von Metz durch die deutschen Truppen in einem Gedichte (The Conquerors at Metz) gefeiert.

Die ganze bunte Mannigfaltigkeit der Landsmannschaft zeigt sich auch äußerlich in den gar nicht seltenen Dialektdichtungen. Klaus Groth, Fritz Reuter und noch einige Andere beschenken

uns mit plattdeutschen Versen; auch die baierische Mundart fehlt nicht; ferner sind Gedichte in schlesischer und Mansfelder Mundart zu erwähnen. Daß auch die Berliner mit ihrem Deutsch den Feind in Prosa und Versen wacker haben bekämpfen helfen, braucht wohl kaum ausdrücklich versichert zu werden.

Noch größer ist die Verschiedenheit der Dichter hinsichtlich ihrer Lebensverhältnisse. Wie billig, beginnen wir mit den Poeten in den Reihen des vaterländischen Heeres selbst. Da ist keine Waffe unvertreten, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, auch der Train stellt seinen Dichter. Die „Grenadiere" scheinen die fleißigsten gewesen zu sein, nächstdem die Unteroffiziere; aber auch Einjährig-Freiwillige, Landwehrmänner, Gefreite, Sergeanten Oberfeuerwerker, Seconde- und Premier-Lieutenants fehlen nicht. Bei den Hauptleuten ist die dichterische Begeisterung schon stark im Abnehmen, höhere Offizier-Chargen scheinen den Pegasus nicht mehr getummelt zu haben. Neben dem activen Militär haben aber auch die Militärbeamten ihren dichterischen Tribut dargebracht, ebenso die Aerzte, evangelische und katholische Feldgeistliche. Aus den verschiedensten Cantonnements-Quartieren, Bivouacs, Vorposten und Lazarethen sind die Gedichte datirt. Keine ruhmreiche Schlacht hat das Heer unbesungen gelassen; daneben sind ferner allerhand kleine kriegerische Ereignisse in Reime gebracht. Auch der Scherz kommt in diesen Soldatendichtungen zu seinem Rechte nicht minder die Sehnsucht nach Weib und Kind. Ein Unteroffizier vom 50. Regiment, der gewiß so tapfer wie nur Einer auf Turcos und Zuaven eingehauen hat, schließt doch sein Lied in schlesischer Mundart, in welcher er die „derheem", die „patrejautsche Reden" halten und wohl gar die „Krieger beneeden um a Chlampagner, um a Wein, um olle Kriegesfreeden", belehrt, wie es in Wahrheit „zu Kriegeszeeten" zugeht, mit den Versen:

Aich oaber denke, besser is,
Und doas is End vum Reeme,
Ja besser, vielmoal besser is
Be Muttern scho derheeme.

Nun aber erst die stattliche Schaar aus der Zahl der „Daheimgebliebenen." Vom Knaben, der noch unter der Zuchtruthe des Lehrers steht, bis zum 80jährigen Veteranen, der als freiwilliger Husar vor fast sechzig Jahren an den Schlachten der Befreiungskriege theilgenommen, — sie alle, jung und alt, hoch und niedrig, bürgerlich und adelig, haben unsere siegreichen Heere mit ihren Liedern begleitet. Auch jede kirchliche und politische Parteistellung findet sich in der Kriegslyrik des großen Nationalkampfes vertreten. Die Rechte hat ihren Geo. Hesekiel, das Centrum seinen Geibel, die Linke ihren Freiligrath aufzuweisen. Die ganze frische Einmüthigkeit, mit der das deutsche Volk in den Kampf zog, hat einen herrlichen Wiederhall gefunden in den Liedern seiner Dichter. Erst als aus dem Sturze des zweiten Kaiserreiches die dritte Republik hervorging, wagten einige Unkenstimmen, unwillig darüber, daß die Weltgeschichte nicht nach ihrem Völkerbeglückungsrecepte verfuhr, aus ihrem Verstecke die Größe der deutschen Waffenerfolge zu begeifern; aber diese widrigen Laute verhallten spurlos in dem allgemeinen Volksjubel.

Wahrlich, es war ein Liederregen sonder Gleichen, der auf die deutschen Heere in dichten Strömen herabgoß; und nicht ohne Grund klagt eine Zeitung: „Gott der Herr hat uns gnädig verziehen, was wir seit Ausbruch des Krieges an Kriegsliedern und Schlachtgesängen gesündigt haben und hat uns trotz dieser poetischen Frevel den Sieg gewährt!" Ernster und tiefer behandelt denselben Gedanken ein Sonett von Julius Sturm, das er seinen „Kampf- und Siegesgedichten" als entschuldigende Einleitung vorangesetzt hat:

Ganz Deutschland zählt kaum so viel Bajonette
In diesem Krieg, als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder;
Und immer länger wird die lange Kette.

Mit Versen stehn wir auf und gehn zu Bette,
Mit Versen strecken wir die müden Glieder;
Und schließen wir zum Schlaf die Augenlider,
Umsummen uns noch Stanzen und Sonette.

So klagt ihr; doch ich bitt' euch, nicht zu schelten
Der Lieder Menge, die ja nur bedeuten,
Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlage. —

Laßt freudig jedes Lied als Blume gelten
Im Kranze, der zu Ehren wird gewunden
Für unsers deutschen Volkes größte Tage.

Mag daher in den Kranz auch manche duftlose Strohblume geflochten sein, wir wollen sie nicht minder willkommen heißen hat sie doch ein liebevolles Herz dargebracht. Und der pecuniäre Ertrag dieser Dichterspenden, der zum großen Theil patriotischen Zwecken gewidmet war, hat gewiß manche Wunde schneller vernarben und manche Noth in den Familien der zu den Fahnen einberufenen Ernährer weniger drückend empfinden lassen.

Ueber die ganze Kriegslyrik des Jahres 1870 schon jetzt ein unbefangenes, endgültiges Urtheil abzugeben, ist kaum möglich: noch stehen wir den Ereignissen, die sie ins Leben rief, nicht fremd genug gegenüber. Die Gefahr liegt zu nahe, das eine Product mehr als billig zu erheben und das andere über Gebühr zu unterschätzen. Daher mögen hier einige Fingerzeige zur Orientirung in dem dichten Liederaufschuß unserer Zeit genügen.

Wenn ein edles Volk für seine heiligsten Güter in den Kampf zieht, dann wendet es seine Blicke zurück auf seine glorreiche Geschichte, seine großen Nationalhelden. Diesen Ton schlug auch die Thronrede an, mit der der König am 19. Juli den norddeutschen Reichstag eröffnete: „Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf .... wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war." Diese Worte fanden in der Antwort des Reichstages einen beredten Wiederhall: „Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege zwingt uns heute wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unser Recht und unsere Freiheit. Wie damals, so werden heute alle auf die Schlechtigkeit und die Un-

treue der Menschen gestellten Berechnungen an der sittlichen Kraft und dem entschlossenen Willen des deutschen Volkes zu Schanden." Die große Zeit der Erhebung von 1813 wurde lebendiger denn je in dem Gedächtnisse der Nation. Die periodische Presse wies voll patriotischen Feuers hin auf die Heldengestalten Blücher's, Scharnhorst's, Gneisenau's; die Erinnerung an all die Schmach, die uns seit Jahrhunderten von unseren Nachbarn jenseits des Rheins geboten war, wurde mit flammenden Worten wieder wachgerufen. Und auch die Lieder, die noch unter dem frischen Eindruck der französischen Kriegserklärung gedichtet wurden, pflegten mit Vorliebe diese Reminiscenzen.

Drum frisch herbei zum heil'gen Kriege,
Wie Anno Dreizehn frisch daran —

mahnt Alexander Kaufmann, und der alte Maßmann, einer der wenigen noch lebenden Theilnehmer am Wartburgfeste, möchte die Männer dieser großen Zeit theilnehmen lassen an der neuen Herrlichkeit unseres Volkes:

Ich wollt', ich könnt Euch wecken,
  Ernst Moritz Arndt und Jahn,
Euch treue Zwillingsrecken,
  Zur neuen Siegesbahn:
Was Ihr gewollt, gewaget
  In schwerer, schwüler Zeit,
Ist nun heraufgetaget
  Zu sichrer Herrlichkeit.

O Körner, ruf nun wieder
  Den Geist von Dreizehn wach.
  (Lieder, Lief. 1, S. 3.)

Und Georg Scherer ruft den „deutschen Kriegern" zu:

Ihr zieht in's Feld, geliebte Brüder,
Für's Vaterland, für Ehr' und Gut;
So nehmt mit Euch die alten Lieder,
Darauf der Geist der Väter ruht,

Der Helden, die in jenen Tagen
Gerettet Deutschlands Herrlichkeit,
Die große Völkerschlacht geschlagen
Und uns vom Zwingherrnjoch befreit.
(Lieder, Lief. 6, S. 120.)

Die Jahre 1813 und 1870 bieten vielfache politische und militärische Parallelen dar. Es liegt auch nahe, die patriotische Dichtung beider Jahre miteinander zu vergleichen. Die Masse der poetischen Production steht jedenfalls auf Seite der jetzigen Generation, ob aber auch der innere bleibende Werth? Ich zweifle. Die Dichtung von 1813 hatte eine ganz andere historische Basis, auf der sie sich erhob, und die naturgemäß ihren Charakter bestimmen mußte. Das deutsche Volk war damals von einem genialen, doch übermüthigen und rücksichtslosen Sieger Jahre hindurch in Fesseln geschlagen: aber während des Druckes hatte es das Bewußtsein von seiner Nationalität wieder gewonnen. In den Befreiungskriegen galt es den Kampf um Sein und Nichtsein des deutschen Volksthums, Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. Anders die Lage von 1870. Jetzt erhob sich nicht ein zertretenes, geschändetes und politisch zerrissenes, sondern ein mächtig emporstrebendes, zum größten Theil geeintes, sieggekröntes Deutschland, vertheidigt von dem besten Heere der Welt, und an seiner Spitze der größte Staatsmann der Zeit. Dieser verschiedene Charakter beider Jahre tritt auch in der Dichtung scharf und klar hervor. Die Kriegslyrik von 1813, noch unter dem Einflusse unserer großen Literaturepoche entstanden, ist tiefer, inhaltreicher; fast aus jedem Verse spricht das gewaltige Ringen des Volkes um seine höchsten, edelsten Güter, darum ist sie auch religiöser, inniger. Der Krieg von 1870 fand ein politisch reifes, seiner Kraft und seiner Ueberlegenheit bewußtes Volk: daher ist die Dichtung vorzugsweise politisch, auf gewisse praktische Ziele gerichtet. Und wie in der patriotischen Dichtung von 1813 Anklänge an Schiller und die romantische Schule sich finden, so sind die Zeitgedichte von 1870 nicht ganz frei von dem Ein=

flusse der politischen Tendenzpoesie der Vierziger Jahre, deren Hauptvertreter auch zum Theil jetzt das Wort ergriffen haben. So erklärt sich auch das rhetorische Pathos, das selbst die besseren Gedichte nicht ganz überwunden haben. Daneben aber zeigt sich ein stark humoristischer, oft selbst burlesker Zug in dieser neuen Poesie — ohne Zweifel eine Folge des Gefühls der Sicherheit und der Schlag auf Schlag folgenden Siege —, eine Erscheinung, die in dem Befreiungskriege nur in vereinzelten Fällen sich nachweisen läßt.

Auf einige der mit Vorliebe in den neuen Dichtungen behandelten Ideen sei kurz hingewiesen.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und Staaten findet in einer langen Reihe von Liedern seinen Ausdruck; so im Kriegsliede von E. Geibel:

Von Stamm zu Stamme lobert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord —
(Lieder, Lief. 3, S. 104.)

und in einem Liede von F. Dahn:

Der Schwabe stürmt von seinen Wiesen,
Vom hohen Berg der Baier her,
Die Dünen senden ihre Friesen,
Und seine Sachsen schickt das Meer.
(Lieder, Lief. 1, S. 7.)

In der mannigfaltigsten Weise wird derselbe Gedanke variirt. Die „boarischen Jaga" freuen sich mit den Berlinern, den Kindern der Mark, die sich nicht „jraulen" „in's Herze von Frankreich hinein" zu marschiren. Zugleich spricht sich auch überall die Ueberzeugung aus, daß Deutschland nur dann siegreich und mächtig sein wird, wenn Preußen die Führerschaft übernimmt. Namentlich sind es die nichtpreußischen und süddeutschen Dichter, die diese Nothwendigkeit mit beredten Worten anerkennen. In edler und schwungreicher Sprache ist dieser Gedanke poetisch gestaltet von Heinrich von Treitschke. Mit wenigen Strichen hat der berühmte Publicist die großen von deutsch-nationalen Ideen getra-

genen Epochen der preußischen Politik charakterisirt. Die beiden letzten Strophen wenden sich der Gegenwart zu, nur leise und behutsam an die Ereignisse von 1866 erinnernd:

König Wilhelm, fest im Norden
Bautest du das neue Reich.
Wehr' es heut vor fremden Horden,
Deinen großen Vätern gleich!
Führ' uns heut auf schön're Bahnen,
Der Du Habsburgs Schaaren schlugst.
Deutschland folgt den stolzen Fahnen,
Die Du einst gen Böhmen trugst.
Gott der Herr in einer Stunden
Heilte unsres Haders Wunden.
Zeuch die Straße nach Paris,
Die Dein Ahn den Vätern wies!

Aber dann durch Berg' und Forsten
Fliege heim, Du Königsaar,
Zu den schwäb'schen Felsenhorsten,
Wo einst Deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst Du breiten
Ueber Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufer heil'ge Krone,
Schwing' den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!
(Lieder, Lief. 4, S. 41.)

Diese Mahnung, Deutschland nun für immer frei und einig zu machen, kehrt in Hunderten von Gedichten wieder. Nur noch ein Beispiel:

Und mit den Feinden fliehen
Soll Alles, was uns trennt,
Daß aus der Schlacht wir ziehen
In's deutsche Parlament.
(Lieder, Lief. 2, S. 88.)

Natürlich, daß ein Volk, welches so einmüthig den Kampf aufnahm, voll Siegeszuversicht in die Schlacht zog. Voll Sieges-

zuversicht, aber nicht mit Geringschätzung des Feindes. „Ja, er muß kommen uns — der Sieg" ruft Gustav zu Putlitz aus, (Lieder, Lief. 3, S. 121) und Karl Gödeke's Worte:

> Wie auch das Glück der Schlachten schwanke,
> Im deutschen Volk nur ein Gedanke:
> Der letzte Sieg muß unser sein
> (Lieder, Lief. 6, S. 103.)

kennzeichnen ganz genau die Stimmung in Deutschland bei Beginn des Krieges.

Ungemein zahlreich sind ferner die Lieder, die sich gegen die Urheber des Krieges wenden, gegen Napoleon nicht minder wie gegen das französische Volk selbst. Die Epitheta, die dem Kaiser Napoleon zu Theil werden, sind gerade nicht die schmeichelhaftesten. Eine kurze Blumenlese mag genügen.

> Aus ist dein Spiel, meineidiger Hallunke,
> Das du getrieben als — Napoleon. —
> Der Meineid bracht' ihn auf den Thron,
> Mit Lügen herrscht Napoleon. —
> Sein Name sei verflucht. —
> Bastard von Frankreich! Schuftiger Imperator!
> Geselle dich zu deinen Legionen,
> Zu Spahis, Turcos, Zuavenbataillonen,
> Der „Schakalhunde" würdigster Dictator!

Poetischen Werth haben von diesen auf Napoleon bezüglichen Gedichten nur äußerst wenige; das gelungenste und beste scheint mir das von Albert Traeger zu sein: Cäsar, die Todten grüßen dich (Lieder zu Schutz und Trutz, Lief. 4, S. 37). Noch farbenreicher und drastischer sind freilich die Bilder, eigentliche und uneigentliche, welche die zahllosen Caricaturen und Pasquille von dem armen französischen Kaiser brachten. — Im übrigen fehlt auch dem „meineidigen Hallunken" die Anerkennung nicht, daß er, wenn auch wider seinen Willen, der Stifter der deutschen Einheit geworden ist. Das hat Wilhelm Hertz hübsch und einfach in seinem „Tagelied" (Lieder, Lief. 1, S. 16) durchgeführt:

Mag seinen Haß verschwenden
Der übermütge Feind,
Er hilft uns nur vollenden,
Was er zu stören meint.
Er schlich, uns auszuspähen,
Er bot uns schnöden Kauf,
Er wähnte Trug zu säen —
Da ging die Treue auf.

Auch das französische Volk, dessen ganze moralische Verkommenheit der gegenwärtige Krieg mehr als je offen zu Tage legte, wird nicht geschont. Deutschland wußte, daß der Kampf nicht bloß Frankreichs Herrscher, sondern auch Frankreichs Vol galt, daß dieses wenigstens eine gleiche Schuld an dem muthwillig heraufbeschworenen Kriege trug. Emil Rittershaus steht wohl ganz vereinzelt da, wenn er „das Volk der Revolution" voll kommen frei spricht:

Und du!, du schielst nach deutschem Rheingebiet?
Nein, nimmer du! Was an der Seine Borden
Die Schlacht begehrt mit übermüth'gem Ton,
Ist ein Despot mit seinen Söldnerhorden
Und nicht das Volk der Revolution!
(Lieder, Lief. 1, S. 28.)

Anders Julius Grosse, der in prachtvollen Terzinen (Ihr habt's gewollt; Lieder, Lief. 3, S. 107) das französische Volk für den Krieg verantwortlich macht. In feuriger Sprache werden Frankreichs alte Sünden gegen Deutschland vorgeführt, der Brand von Speier, die Verwüstung der Pfalz, das Raub- und Knechtungssystem unter der stolzen Firma der Völkerbefreiung; dann schließt das Gedicht:

Ihr habt's gewollt! — gewollt zu unserm Glücke:
Der Einheit heiliges Banner ist entrollt,
Germania's Urkraft schmettert Euch in Stücke,
Den Kaiser und sein Reich! Ihr habt's gewollt!

Dieser Gedanke, daß die französische Raublust und Einmischung in unsere Einheitsbestrebungen das gerade Gegentheil von dem herbeiführen, was unsere Feinde erstrebt, wird mit Vorliebe

von einer großen Reihe von Dichtern in den mannigfaltigsten Formen behandelt.

Durch die ganze Dichtung von 1870 geht das Bewußtsein von der Ueberlegenheit des deutschen Geistes, vor Allem aber des deutschen sittlichen Charakters über den französischen: Deutschland repräsentirt die Wahrheit, Frankreich die Lüge. Und das macht sich nicht etwa in hohlen Declamationen geltend, sondern aus den Versen fühlt man heraus, wie sie nur die innerste wahrste Empfindung des Dichters wiedergeben. Das Haschen der Franzosen nach eitlem Ruhm, ihre Genußsucht, ihre greisenhafte Civilisation, deren glänzender Firniß nur mühsam die innere Fäule deckt, hat Wilhelm Jensen in einem edlen, stilvollen Gedichte „Lutetia" in markdurchdringender Wahrheit gegeißelt:

Wenn nun der Eisenring sich schließt rund um die Zweimillionenstadt,
Wenn er zum Stillstand jetzt dich zwingt, die du dich hieltst des Erdballs Rad,
Wenn er dir zeigt, daß man ein Volk gleich einem Frevler strafen kann,
Lutetia, du lautes Kind Lätitia's, wen klagst du an?

. . . .

Die falschen Götter klage dann, zu denen du vergebens ruf'st,
Den nichtigen Schein dann klage an, den statt der Wirklichkeit du schuf'st,
Die Lüge, die am Busen du genährt, der du Halleluja
An tausend von Altären sangst — sie klage an Lutetia!

Und klage an den hohlen Prunk, den deiner Eitelkeit du dankst,
Und klage an der Wollust Trunk, den du zur tiefsten Hefe trankst,
Die Feilheit, die dein Mark entnervt, die sich zum Götzenbild ersah
Die Trinität: Gold, Macht und Rang — sie klage an Lutetia!
(Lieder, Lief. 11, S. 65.)

Kaum war das deutsche Heer fertig zum Marsch in das feindliche Land, da erhob sich sofort auch in der Poesie der Ruf: Heraus mit Euerem Raube, ihr Franzosen, gebt Elsaß und Lothringen zurück. Noch ehe beide Heere in entscheidenden Schlachten ihre Kräfte gemessen hatten, war man in Deutschland einig darüber, daß jetzt die Zeit gekommen sei, gründliche Abrechnung mit dem Erbfeinde zu halten.

. . . . aus Lotharingen
Und Elsaß sollt ihr springen
Und baden heiß in Rosen!
(Lieder, Lief. 2, S. 66.)

droht ein Dichter, indem er ein in den Landsknechtsliedern sehr beliebtes Bild reproducirt. Das Herbe und Bittere, das der Krieg leider nun einmal den deutschen Stammesverwandten in den alten dem Reiche entrissenen Provinzen bringen mußte, suchte das deutsche Volk durch ein herzliches ihnen zugerufenes Willkommen im neuen großen Vaterlande zu mildern:

Und dich auch haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
Wir trennen uns nicht mehr!
(Lieder, Lief. 5, S. 48.)

Ich weiß nicht, ob diese Hunderte von Dichterstimmen auch nur ein einziges freudiges Echo im Lande zwischen dem Rhein und den Vogesen gefunden haben. Wahrlich, wenn die wiedergewonnenen alten Reichsländer nur einen Theil der Liebe erwidern, die ihnen von uns entgegengebracht wird: die alten zerrissenen nationalen Bande würden bald wieder geknüpft sein. Keine Stadt von Elsaß-Lothringen hatte aber mehr gelitten, als Straßburg, Ihr, der alten Reichsstadt mit ihrem ehrwürdigen Münster und großen historischen Erinnerungen, wandte sich die Dichtung mit ausgesuchter Vorliebe zu:

Vergiß der Tage, da um Burg und Wall
Des Siegers Schaaren, dich bedrängend, lagen;
Vergiß — und wär's auch schwer — der Wunden all',
Die, ach, der Sieger schmerzlich dir geschlagen,
Da er, den Wälschen das geraubte Gut
Entreißend, um dich warb mit seinem Blut.
(Lieder, Lief. 10, S. 15.)

Wenn uns Deutschen ein Krieg droht, so sieht das gesammte Volk mit ganz anderen Empfindungen den kommenden Ereignissen entgegen, als jede andere Nation. Es sind nur wenige

Familien, aus denen nicht irgend ein naher Verwandter zu den Fahnen gerufen wird: daher überall bange Sorgen um die ausziehenden Lieben. Auch dies Gefühl hat in der Poesie seinen Ausdruck gefunden, die gleichfalls ihre klagende Stimme erhob, als Tausende und aber Tausende die Schlachten wegrafften. Und während die Heeresschaaren draußen im Felde die Unabhängigkeit des Vaterlandes vertheidigten, waren friedfertige Schaaren daheim beschäftigt, die Wunden zu heilen, die in Folge unserer Heeresverfassung schmerzlicher empfunden werden als in irgend einem Lande. Und nicht gering war die Zahl derer, die unter dem „rothen Kreuze" als Pfleger der Verwundeten und Kranken dem deutschen Heere gefolgt waren. Auch dieses „rothe Kreuz", das gleichmäßig Freund und Feind Trost und Erquickung spendet, ist in einigen Gedichten verherrlicht. Freiligraths poetischer Brief an seinen Sohn „Wolfgang im Felde" ist eine seiner besten Gaben aus diesem Kriegsjahre.

Dich trieb dein Herz, das warme;
Aus England trieb's dich her;
Das rothe Kreuz am Arme,
Bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruhn,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst du freundlich nun;
Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verwehn;
Der Mond lugt über die Höhen —
Und du wirst sterben sehn.

Sei stark, mein Wolf! nicht beben!
Schwerernst ist deine Pflicht;
So grimm sahn Tod und Leben
Dir nie noch ins Gesicht;

Im Frieden still befriedet
Blieb weich dein gutes Herz —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!
(Lieder, Lief. 7, S. 19.)

Selbst die Feldpost, die Vermittlerin des brieflichen Verkehrs zwischen dem „Volk in Waffen" und dem Volke daheim ist in der Poesie nicht vergessen. Ein überaus frisches, heiteres Gedichtchen von Karl Stangen hat auch dem Feldpostillon seine poetische Seite abzugewinnen gewußt:

Husch, husch, geht's über Feld und Fluren
In's Feindesland geschwind.
Im scharfen Trabe leg' die Touren
Zurück ich wie der Wind,
Denn sehnlichst wartet's Bataillon
Auf seinen hurt'gen Postillon.
Trara, Trara, Trara!
. . . .
Millionen Küsse muß ich tragen
Fürs ferne Liebchen hin;
Von Weitem hör' ich sie schon fragen,
Ob Schätzchens Bot' ich bin?
Ich spreche dann: Der Postillon
Ist Amor's Knecht im Bataillon.
Trara, Trara, Trara!

Nur die armen Armeelieferanten scheinen von den undankbaren Dichtern vollständig vergessen zu sein, aber wenigstens hat doch der Koch Grüneberg in einem allerliebsten „Liede von der Erbswurst," das der Kladderadatsch (1870 Sept. 20) brachte, eine „Belobigung" erhalten.

Ueberaus massenhaft sind natürlich die Gedichte zur Verherrlichung der vielen Siege: von der Schlacht bei Weißenburg bis zur Einnahme von Belfort giebt es kaum ein kriegerisches Ereigniß, das nicht eine Spur in der Poesie zurückgelassen hätte. Auch das Lagerleben, dessen Einförmigkeit und Langeweile der deutsche Humor erträglicher zu machen suchte, hat namentlich in soldatischen Kreisen manch wackeres scherzhaftes Gedicht erzeugt.

Bei der Fülle von eigentlichen Kriegsliedern, die fast ausnahmslos unmittelbar bei Beginn des Krieges entstanden sind, müssen wir uns beschränken nur auf das Relativbedeutendere hinzuweisen. Was oben von dem gesammten Charakter der Zeitgedichte des Jahres 1870 gesagt ist, gilt auch natürlich von dieser besonderen Gattung. Auch hier weniger tiefe poetische Empfindung, als politische Reflexion, oft bis zum Uebermaß. Es hat der Kriegslyrik meines Erachtens nicht zum Vortheil gereicht, daß sie sich allzu sehr von dem gesunden Boden des Volksliedes losgelöst hat. Den Erfolg, den die Lieder von 1813 hatten, verdankten sie doch auch ihrem, zum Theil unbewußten Anlehnen an den Geist des Allen verständlichen und faßbaren Volksliedes. — Noch drängt sich eine Bemerkung auf. Die Kriegslyrik aus der Zeit des ersten Napoleon war, wenn wir etwa Arndt ausnehmen, wesentlich eine Lyrik der Jugend: die von 1870 ist in ihren Hauptvertretern fast ausschließlich eine Poesie des reifen Mannesalters. Geibel, Freiligrath, Grosse, Gottschall und noch einige wenige Andere, denen wohl der erste Preis zuzuerkennen sein möchte, haben das vierzigste und selbst das funfzigste Lebensjahr überschritten. Eine raketenartig aufsteigende Erscheinung wie die Theodor Körners hat das letzte Kriegsjahr nicht aufzuweisen. Keiner von den Dichtern, die selbst die Waffen ergriffen, hat — soweit sich das bis jetzt übersehen läßt — einen unter allen Umständen bleibenden Platz in der Literatur zu erringen gewußt. Ich glaube kaum, daß diese Thatsachen rein ein Werk des Zufalls sind, sondern daß sie aus den veränderten Verhältnissen resultiren, unter denen dies Mal der Kampf gegen Frankreich unternommen wurde.

Das Kriegslied von Em. Geibel (Lieder, Lief. 3, S. 103), das die überlieferten Formen für Gedichte dieser Art nicht verläßt, faßt, ohne in den Fehler eines falschen Pathos zu fallen, in edler poetischer Begeisterung die sittlichen Ideen des Kampfes von 1870 zusammen. Anders die Gedichte von Freiligrath. Das verzehrende Feuer seiner Poesie aus den Vierziger Jahren bricht wohl noch hier und da hervor, aber meistens ist es einer

erquickenden Wärme gewichen. Lebendig, farbenreich und doch nicht überladen, von wirklich plastischer Schönheit in den einzelnen Bildern ist sein „Hurrah, Germania" (Lieder, Lief. 5, S. 59). Es gehört unbestritten zu dem Vorzüglichsten, was die neueste Kriegsdichtung aufzuweisen hat. Aehnlich, und doch durchaus originell, ist der Geist, der in Grosse's Gedichten herrscht. Auch sein Name wird von der Lyrik unseres Siegesjahres unzertrennlich bleiben. Seinen „Generalmarsch", den er mir nur um einen Ton zu hoch gegriffen zu haben scheint, nebst dem bereits erwähnten „Ihr habt's gewollt" — und namentlich dieses — möchte ich von seinen Dichtungen obenan stellen. Außer den Kriegsliedern von Gottschall, Rittershaus und vielleicht Müller von Königswinter, sowie manchen des „Kladderadatsch", dürfte mit einigem Rechte nur noch eine geringe Anzahl den Anspruch erheben auch von den späteren Generationen Beachtung zu finden.

Aber wie groß auch der Beifall ist, den diese Dichtungen in der Nation fanden, sie können sich doch in dieser Hinsicht nicht im Entferntesten mit drei Liedern vergleichen, die im Sturmschritt sich die weiteste Popularität zu erwerben wußten. Es ist ein charakterisches Zeichen für die Gesundheit unseres Volkslebens, daß es trotz des gewaltigen Ernstes der Zeit den offenen Sinn für einen körnigen, derben Humor nicht verloren hatte. Auch in den im Schooße des Volkes und des Heeres entstandenen Liedern von 1813 fehlt nicht ganz der Humor, aber er erscheint doch nur sparsam; reichlicher dagegen sind die Spottlieder auf den ersten Napoleon. Obwohl auch jetzt Tausende von Familienvätern den vaterländischen Fahnen gefolgt waren, ist doch schwerlich in ihren Reihen ein so schwermüthiges Lied gesungen worden, wie das bekannte:

Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket
Mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal!
Morgen lieg' ich schon dahingestrecket,
Ausgelöscht aus der Lebend'gen Zahl!

Dies Lied, wahrscheinlich von Landwehrleuten während des Feld-

zuges von 1813 selbst gedichtet, übte auf die Gemüther der Soldaten einen wunderbaren Einfluß aus. Die meisten, welche es sangen, wurden unwillkürlich zur tiefsten Wehmuth hingerissen; darum verboten es auch Blücher und Gneisenau. Der alte derbe Feldmarschall soll geäußert haben: Das ist ja ein wahres Schwerenothslied.

An Dichtern hat es unserer Armee, wie bereits bemerkt, auch dies Mal nicht gefehlt. Aber nur ein Lied, und zwar ein humoristisches, dessen Ursprung unzweifelhaft in Soldatenkreisen selbst zu suchen ist, hat einen Erfolg ohne Gleichen gehabt. Der vermeintliche Verfasser „Füsilier Aujust Kutschke" ist wahrlich eine nicht minder gefeierte Persönlichkeit geworden als der „Schlachtendenker" Moltke und der Staatsmann Bismarck. Anfänglich zweifelte man nicht an der wirklichen Existenz des Dichters, ebenso wenig an der Originalität der Grundidee seines Poems. Aber die letztere wurde ihm bald von Karl v. Holtei in einem Aufsatze der Schlesischen Zeitung abgesprochen. „Ja, Freund Kutschke — wir reden Dich so an, obgleich Du uns bisweilen mehr Mythe, als wirklich-lebendiger Mensch dünkst — ein geachteter, tapferer Füsilier sollst Du heißen, sollst gerühmt werden. Möglicherweise auch hast Du einen hübschen Bariton, oder Tenor? dann desto besser! Dann singe kräftig und munter vor. Bewahre Dein Sängerthum; Dein Dichterruhm, alles was wahr ist, war ein usurpirter. Uns, die wir über die 70 hinaus zurückdenken, summt nämlich nebst vielen Soldatenliedern aus alter Zeit eines in den Ohren, in welchem die Dir zugeschriebene Stelle vorkam, lange, lange bevor Deine Mutter Dich gebar. Es ward nach bekannter Weise gesungen: „Immer langsam voran ꝛc.".. Holtei's leise Zweifel an der Existenz Kutschke's wurden bald lebhaft in der Presse discutirt, fast ebenso lebhaft als von unsern Bierstrategen die Frage der Uebergabe von Paris. Der Kampf wogte hin und her. Er ist Mythe, hieß es auf der einen Seite; er hat existirt, auf der anderen —, er starb den Heldentod bei Spichern; nein er lebt, sagten die dritten, nur heißt er nicht

Kutschke, sondern Hoffmann. Inzwischen entwickelte sich eine besondere Kutschkeliteratur. Sein Lied wurde mehrfach componirt, auch Porträts des „gefeierten Sängers" erschienen in Zeitschriften und auf den Titelblättern seiner gesammelten Gedichte; er, der Dichter wurde bereits wieder Gegenstand der Dichtung. Auch die deutsche Gelehrsamkeit ließ sich den dankbaren Stoff nicht entgehen. Man forschte nach, ob nicht schon im „grauen Alterthum" Spuren des Kutschkeliedes zu entdecken sein, und siehe da, der Erfolg war ein überraschender. Die Gesammtresultate dieses Vereins der Kutschkeforscher — das wichtigste Ergebniß ist unstreitig die Entdeckung, daß nach kaum zu bezweifelnder Interpretation einer Hieroglypheninschrift Orpheus und Kutschke identisch sind — hat der Regierungs-Rath Wilh. Ehrenthal in seinem Buche „Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung" (Leipzig, Brockhaus 1871) niedergelegt. Aber mit dieser gründlichen Abhandlung werden wohl die Kutschkeacten noch nicht abgeschlossen sein.

Zwei andere Lieder, die sich zwar nicht eine ganz gleiche Popularität, aber durch ihren frischen Ton und ihre Sangbarkeit Hunderttausende von Verehrern zu erwerben wußten, sind hinsichtlich ihres Ursprungs in weniger Dunkel gehüllt. Das eine „König Wilhelm saß ganz heiter" hat einen Arzt im Fürstenthum Waldeck, Dr. Kreusler zum Verfasser. Auf eine von Breslau, wohl auf Anregung von Karl v. Holtei, an ihn ergangene Anfrage gab er über die Entstehung des Liedes, als dessen Verfasser sich in der Schlußstrophe „ein Füsilier von Drei-und-achtzig" nennt, folgende Auskunft: „Mein Name ist wider meinen Willen in die Oeffentlichkeit gedrungen. Mein Sohn Reginald, Buchhändler, wurde als Unteroffizier der Reserve zur Fahne einberufen, kämpfte bei Wörth, führte als Vice-Feldwebel seine Compagnie in der Schlacht bei Sedan, da sämmtliche Offiziere gefallen oder verwundet waren, wurde zum Offizier ernannt und nahm Theil an allen Schlachten und Gefechten des von der Tann'schen Corps... Er ist Seconde-Lieutenant im Füsilier-

Bataillon des 83. Regiments. Als der Feldzug begonnen hatte, dachte ich, es müsse für die Soldaten angenehm und anregend sein, auf dem Marsche oder im Bivouac etwas auf die Zeit Bezügliches zu singen; und weil ich nun im Geiste meinen lieben Jungen Tag für Tag, und Stunde um Stunde begleitete, so entstand jenes Lied im volksthümlichen Soldatentone. Ich ließ es, ohne mich zu nennen, in etlichen hundert Exemplaren drucken und sandte diese meinem Sohn . . ." Dieser Brief in seiner einfachen Herzlichkeit mit dem stillen Stolze eines liebenden Vaters auf seinen wackern Sohn ist ganz in dem Geiste unserer Väter von 1813 geschrieben.

Das dritte volksthümlich gewordene Lied, wegen seines Refrains „Chassepotlied" genannt, hat Rudolf Löwenstein gedichtet, einer der Mitarbeiter des Kladderadatsch, der es als „Marschlied" in Nr. 34 des vorigen Jahres brachte. (S. Lieder zu Schutz und Trutz, Sammlung I—II, 2. Auflage, S. 149.)

Noch sei ein kurzer Blick auf die Kaiser- und Friedenslieder geworfen. Als die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf zur Erneuerung der Kaiserwürde an König Wilhelm richteten, und der siegreiche Fürst im Schlosse zu Versailles am 17. Januar die lange Sehnsucht des Volkes nach einem sichtbaren Oberhaupte Deutschlands durch Annahme der kaiserlichen Würde befriedigte, da trieb die Lyrik, die nach und nach den ganzen Kreis der Zeitideen erschöpft hatte, neue Blüthen. Der Ruf nach „Kaiser und Reich" war ertönt, sowie ganz Deutschland im Hochsommer des vorigen Jahres sich zum entscheidenden Kampfe rüstete. Mehr als **ein** Dichter mahnte, noch bevor unsere Heere Sieg auf Sieg errungen hatten, jetzt sei es Zeit das Kaiserreich wiederherzustellen: „Heut gilt's das deutsche Kaiserreich!" (Wider Frankreich! Altes und Neues v. Jul. Grosse. S. 17.) Der alten Sage

. . . „Es wird ein Kaiser
Auf's Neu' um **Germania** frei'n,
Wenn zum letztenmale die Türken
Ihre Rosse tränken im Rhein!"

hat Wilh. Jensen eine hübsche Deutung abzugewinnen gewußt:

Gen Osten mit schwirrender Geißel
Treibt die Völker ein Tamerlan,
Und siehe, an seine Fersen,
Da hefteu die Turko's sich an.

So winket Erfüllung dem Worte —
Schon blitzen die Schwerter zum Streich,
Zum Werben schon reitet der Kaiser!
Steig' auf, Du heiliges Reich!
(Wilh. Jensen, Lieder aus dem Jahre 1870, S. 12.)

Als nun endlich „Wahrheit der Dichter Traum" geworden, da wurde die ganze mittelalterliche Herrlichkeit zum poetischen Aufputz des neuen Kaiserthums hervorgeholt. Unter den vielen Gedichten zum Preise dieses großen historischen Moments sind aber beim besten Willen kaum ein Paar zu finden, die sich nur einigermaßen über das Niveau des Mittelmäßigen erheben. Die Dürftigkeit der eigenen Gedanken suchen die meisten Reimer mit historischen Reminiscenzen zu verhüllen: aber der lange Bart Barbarossa's, die kreisenden Raben und die ausgesandten Zwerge — ein Dichter macht sie zu kaiserlichen Lakaien und Friseuren:

Auf, Zwerge, legt mir den Purpur um
Und helft meinen Bart mir stutzen,
Zu Deutschlands Hochzeitsfeier muß
Der greise Kaiser sich putzen. —

Alles das, mit einigen patriotischen Phrasen von Deutschlands ehemaliger Macht und Pracht aufgestutzt, sind doch schwerlich die geeigneten Mittel zur Verherrlichung einer neu anbrechenden Zeit, die im vollen bewußten Gegensatz zu den Ideen des Mittelalters ihr strahlendes Banner aufgerichtet hat. Nur in einer sehr kleinen Anzahl von Kaiserliedern findet sich dieser Gegensatz theils angedeutet, theils wirklich ausgeführt: aber ein Gedicht, das in markigen Zügen die ganze welthistorische Bedeutung des neu erstandenen Kaiserreiches echt dichterisch zu fixiren gewußt hätte, suchen wir bis jetzt vergebens. Hübsch und sinnig sind die Be-

trachtungen, welche der Dichter der „Lieder aus Frankreich" (Berlin, A. Duncker 1871) über das vergangene und das werdende Kaiserthum anstellt, und die in dem Satze gipfeln:

Drum nimm, mein Kaiser, die Krone nicht,
Die einst die Römer uns gaben!
Sie hat in Deutschlands Angesicht
Gar bittre Furchen gegraben.

Die Hoffnungen, welche die ganze deutsche Nation an diesen Krieg knüpfte, sind dies Mal nicht getäuscht worden: die alten Reichslande wiedergewonnen, ein einiges Volk, ein Parlament, ein deutsches Heer, sind die Früchte des Sieges. Und diese Freude spricht sich denn auch in den Friedensliedern in vollen Jubeltönen aus.

Was wir geträumt, gehofft, wofür gelitten,
Gesprochen wir im ernsten Männerrath,
Nun auf der Wahlstatt ist das Reich erstritten,
Des neuen Reiches Anfang war die That —

heißt es im Trinkspruche am Friedensfeste von M. Carrière (Lieder, Lief. 11, S. 82). Aber auch an warnenden Stimmen fehlt es nicht. Uebergroßes ist uns gelungen: doch der Jubel wird zum Leid, wenn wir nicht auch jeden inneren alten Streit begraben. Daher

Frieden, Frieden auch im Innern —
Erst wenn dieser Friede glänzt,
Wird von seligstem Erinnern
Jener große Kampf umkränzt!

Erst dann sind wir echte Ahnen
Einer künft'gen schönen Zeit,
Die als Geister noch ermahnen
Dich, mein Volk, zur Einigkeit.

(Alex. Kaufmann, Beim Friedensschluß. Lieder, Lief. 11. S. 87.)

Auch an Hinweisungen auf neue Kämpfe und neue Siege fehlt es nicht, „wenn den tollen Feind auf's Neu nach deutschen Hieben lüstet",

Dann brechen wir mit blut'gem Schwert
Uns neue Lorbeerreiser!
Für Vaterstadt und Vaterheerd,
Für Freiheit, Reich und Kaiser
(K. Woermann, Festlied. Lieder, Lief. 11, S. 92.)

Dann wird aber auch wiederum der Chor deutscher Dichter nicht fehlen und das Dichterwort von Neuem wahr machen:

. . . . es ist ein alter Drang,
Der in Germaniens Volke lebt,
Daß es mit eines Liedes Klang
Die Freude grüßt und mit Gesang
Auch seine Todten es begräbt.
Vor Allem aber tönt vertraut
Ihm Schlachtgesang zum Waffenklang:
Das Lied der deutschen Eisenbraut,
Bald klingt es zwei Jahrtausend lang,
Seit roth die Anemonen es
Umsäumte auf des Nordens Halde,
Und Varus' Legionen es
Vernommen im Cheruskerwalde.
(Lieder aus Frankreich, S. V.)

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Lieder zu Schutz und Trutz.

Gaben deutscher Dichter

aus der Zeit des Krieges in den Jahren 1870 und 1871.

Gesammelt und herausgegeben
von
Franz Lipperheide.

Enthaltend fast 300 Gedichte, meistens Original-Beiträge der namhaftesten deutschen Dichter, gegen 100 davon in der getreu nachgebildeten Original-Handschrift, die übrigen mit dem Namenszug der Dichter.

36 Bogen klein Quart-Format.

In 4 Sammlungen à 1 Thlr., oder 12 Lieferungen à 10 Sgr.

Höchst elegant (in **einem** Bande) gebunden, mit Deckelpressung und Goldschnitt, 5 Thlr.

Der Ertrag ist für die Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger des deutschen Heeres bestimmt.

(3000 Thlr. wurden bereits abgeliefert.)

Wie das Publicum, hat die gesammte Presse mit seltener Einstimmigkeit sich in der anerkennendsten Weise über dieses Werk ausgesprochen, das vielfach als ein National-Denkmal bezeichnet worden ist. Bereits am 21. Juli 1870, zwei Tage nach der Kriegserklärung, in's Leben gerufen, erschien die erste Lieferung am 10. August, während erst nach dem Frieden und dem Einzug der siegreichen Truppen der Schluß des Werkes erfolgen wird. So ist dasselbe eine Art poetischen Tagebuchs des Krieges, welches die besten, in dieser Zeit entstandenen Gedichte enthält; zugleich liegt in demselben eine Handschriften-Sammlung vor, wie sie in gleicher Weise bisher noch nicht existirte.

Nach Inhalt und Ausstattung wird das Werk stets eine der würdigsten Erinnerungen bleiben an die durchlebte ernste und große Zeit.

In demselben Verlage erscheint binnen Kurzem:

Die Wacht am Rhein.

das Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870.

Mit Portraits, Facsimiles, Musikbeilagen, Uebersetzungen ꝛc.

Zum Besten der Carl Wilhelm's-Dotation
und der deutschen Invalidenstiftung

herausgegeben

von

Georg Scherer und **Franz Lipperheide.**

Ca. 60 Seiten klein Quart-Format. Pracht-Ausgabe, auf Kupferdruck-Papier elegant cartonnirt, Preis 1 Thlr. Volks-Ausgabe, geheftet, Preis 10 Sgr.

Obige Schrift wird Alles, was irgend zu dem so berühmt gewordenen Liede in Bezug steht, erschöpfend wiedergeben: das erste und ein späteres Manuscript Schneckenburger's, das Manuscript Wilhelm's, die Portraits des Dichters und des Componisten, eine ganze Reihe von Uebersetzungen, die Geschichte des Liedes ꝛc. ꝛc., endlich als Titelbild eine vortreffliche Holzschnitt-Copie des Bildes **„Germania auf der Wacht am Rhein“** von Professor **Lorenz Clasen.**

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.